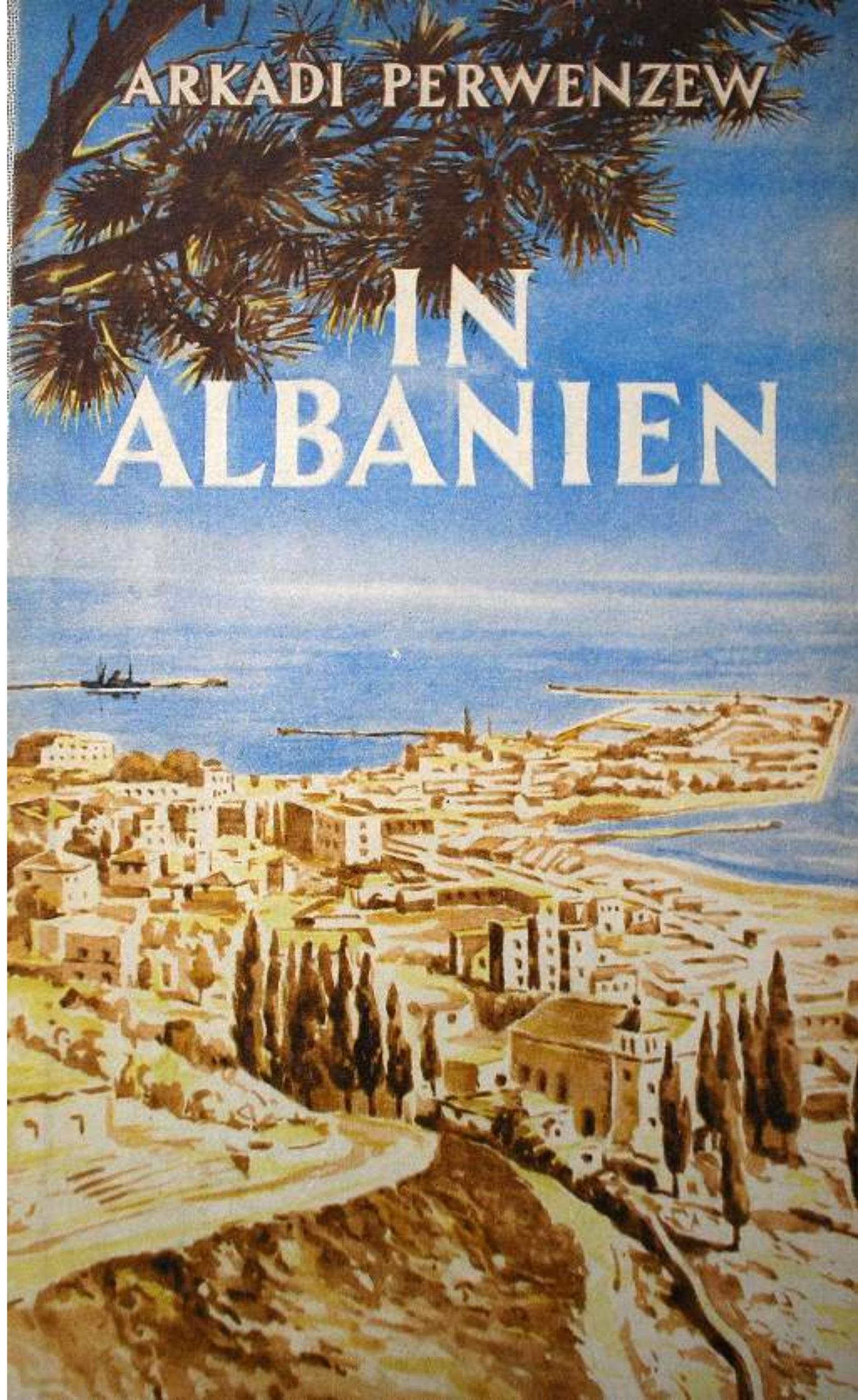


ARKADI PERWENZEW

IN ALBANIEN



ARKADI PERWENZEW

IN ALBANIEN

EIN REISEBERICHT

Russischer Originaltitel:

В АЛБАНИИ

Der deutschen Fassung

liegt eine Übersetzung von Karel Hemzal zugrunde

Copyright 1953 by Verlag Kultur und Fortschritt GmbH, Berlin
Printed in Germany • Alle Rechte vorbehalten • Lizenz-Nr. 3

Einband: Verlagsentwurf - H. Lehmann

Satz und Druck: Druckerei Freundschaft, Werdau (Sachs) III/29/8

255/09/52

Budapest—Belgrad

Wir Sowjetmenschen, die das junge demokratische Albanien besuchten, wußten, daß sein heldenhaftes Volk jahrhundertlang unter dem Joch verschiedener Unterdrücker, die in diesem Balkanland in erster Linie ein leichtes Ausbeutungsobjekt sahen, gelitten hatte. Wir wußten, wie das tapfere albanische Volk den ungleichen, blutigen Kampf gegen die ausländischen Eroberer ausgefochten hatte, wie die albanischen Patrioten, geführt von den Kommunisten, in die unwegsamen Berge gegangen waren und von dort aus den Kampf für Freiheit und Unabhängigkeit der Nation begonnen hatten.

Wer von uns hat nicht während des Krieges die Nachrichten über den heldenhaften Widerstand der albanischen Partisanen gegen die italienischen und deutschen faschistischen Okkupanten verfolgt. Obwohl das kleine, nur etwas über eine Million Menschen zählende Volk durch Berge und Unwegsamkeit strategisch isoliert war, wehrte es sich erfolgreich gegen die 170 000 Mann starke Armee der Eroberer. Die Albaner gaben den Hitlertruppen keine Möglichkeit, sich aus dem südlichen Teil der Balkanhalbinsel zurückzuziehen, um die im Norden operierenden faschistischen Truppen zu verstärken. Die Brigaden der albanischen Volksbefreiungsarmee, die aus den Kampferfahrungen der siegreichen Sowjetarmee gelernt hatten, blieben nicht an den Grenzen stehen; den fliehenden Feinden auf den

Fersen, drangen sie in Serbien und Montenegro ein und vollendeten dort die Vernichtung der faschistischen Truppeneinheiten, gegen die sie in ihrem Lande gekämpft hatten.

Wir fliegen schon drei Stunden. Unter uns liegen der Dnepr und das malerische Kiew, das sich breit an dem rechten Ufer des Flusses erstreckt, die Stadt Lwow, deren Peripherie eingehüllt ist in den Rauch neuer Werke, die Gebirgskämme der Karpaten, die Karpato-Ukraine, Mukatschewo . . . Und hier ist schon die Staatsgrenze! Jetzt fliegen wir über den Ebenen Ungarns. Die Ziegeldächer der Bauernhäuser und Wirtschaftsgebäude sind von den dunklen Quadraten der Gärten und Haine umgeben, die ihr Laub noch nicht verloren haben. Wir nähern uns Budapest in einer Höhe von 500 Metern. Minuten später fliegt unser Flugzeug die Donau entlang.

Wohin auch das Auge blickt, überall in diesen riesigen Weiten waren unsere Truppen unter schweren Kämpfen vorwärtsgeschritten. Durch diese Länder, über die Berge, die majestätische Donau hinweg, durch diese Städte, Dörfer und Siedlungen drangen unsere Infanteristen, Panzertruppen und Kavallerieeinheiten vor. Auf der Donau kam die berühmte Rothbanner-Donauflotte heran, die aus Schwarzmeermatrosen formiert worden war. Hier in den Schützengräben von Buda und Pest kämpften die Soldaten der Sowjetarmee, entrissen dem Feind Haus für Haus, Straße für Straße. Bis hierher schon hatten sie die Standhaftigkeit Sewastopols, die Unüberwindlichkeit Stalinsgrads und die Kriegskunst, die in vielen siegreichen Schlachten erprobt worden war, gebracht. Welch unglaublich schweren und

opferreichen Weg mußte der Sowjetsoldat, der, von dem Gedanken der Menschenliebe beseelt, die Arena der mitteleuropäischen Schlachtfelder betrat, bereits bewältigt haben! Tiefe Dankbarkeit wird für immer in den Herzen der Menschen glühen, die durch seine heldenhaften Taten befreit worden sind.

Kleine Wolkenfetzen segelten über Buda und Pest, über Dörfer und niedrige Berge, die die blaue Donau bewachen. Es war, als läge der Schatten der großen Schlachten über dem ungarischen Land.

. . . In Budapest umgab man uns mit Freundschaft und Herzlichkeit. Wir waren zwar nur Durchreisende, man empfing uns auch nicht mit Blumen und Ansprachen, aber wir spürten die guten Gefühle in dem Gruß des Arbeiters, der uns die Treppe heranrollte, und in dem freudigen Lächeln eines Flugplatzangestellten, der wissen wollte, ob wir nicht seine Hilfe benötigten, ebenso wie in den freundlichen Zurufen der anderen Passagiere, die zu unserer Begrüßung auf den Balkon des Flughafengebäudes herastraten.

Von Ungarn aus führte uns der Luftweg über ein Land, das ebenfalls von uns befreit worden ist. Seine Siedlungen sind nur deshalb erhalten geblieben, weil durch die Kriegskunst sowjetischer Marschälle und Generale, die starke Truppeneinheiten für ein Umgehungsmanöver entsandten, Belgrad in raschem Angriff befreit wurde. Die Wohnhäuser Belgrads liegen in Trümmern. Die Reste der Mauern stehen noch immer so da, wie der Krieg sie hinterlassen hat. Tito hat keine Zeit, sich mit

dem Wohnungsbau zu beschäftigen! Tito baut Kasernen und Todeslager! Aber keine noch so teuflischen Schliche werden Tito retten können. Auf dem Belgrader Flugplatz stehen wir Himmels Erbe Aug in Auge gegenüber. Jüngelchen faschistischen Typs, die Lackschirme ihrer Mützen schräg aufs Auge gedrückt, durchbohren uns mit verschlagenen Blicken. Das sind sie, die Janitscharen Rankowitschs, die in den Kellern der Gestapo Glieder ausrenken, Nadeln unter die Nägel treiben, die mit teuflischer Grausamkeit Väter und Mütter der jugoslawischen Patrioten, die aus der Titohölle geflüchtet sind, töten. Die Kerle der Rankowitschbehörde haben die Ausgänge des Flugplatzes versperrt. Selbst unsere diplomatischen Vertreter dürfen nicht durch die kleine Pforte der eisernen Umzäunung an ebenso eisenstarrten Wächtern vorbei.

Ein großer Mann mit fleischigen, unrasierten Wangen — er trägt keine Mütze, als beabsichtige er, seine Zugehörigkeit zur Rankowitschbehörde zu verbergen — fordert grob unsere Pässe, die nur einen Transitstempel erhalten sollen. Diese im internationalen Verkehr übliche und alltägliche Formalität verwandelt sich hier in ein Schauspiel, in dem politische Logik durch Flegelhaftigkeit, Unverschämtheit und lächerliche Hochnäsigkeit ersetzt wird. Unwillkürlich entsinnen wir uns der unsterblichen Worte Majakowskis vom Sowjetpaß. Unsere roten Pässe nimmt der Bursche mit dem unrasierten Gesicht „wie eine Bombe, wie einen Igel, wie eine zweischneidige Klinge“.

Er sagt kein „Guten Tag“, kein „Auf Wiedersehen“, bei der Rückgabe der Pässe ist das frühere traditionelle „molim drushe“ — bitte, Freund — verschwunden. Der ungehobelte

Beamte klappt die Pässe zu, legt sie aufeinander und bringt sie in einen kleinen Raum, dessen Fenster wir vom Flugplatz aus sehen. Eilig gehen zwei von diesen uniformierten Burschen mit blitzenden Stiefelschäften hinterher. Wir lächeln unwillkürlich über ihre machtlose aufgeblasene Gehässigkeit.

Ein Soldat, der am Leitwerk unseres Flugzeuges steht, blickt sich ängstlich um, dann flüstert er uns zu: „Tamo Restorazia, drushe!“ — Dort ist ein Restaurant, Freunde! — Er will uns irgendwie behilflich sein, ist aber maßlos eingeschüchtert. Wir gehen in die „Restorazia“. An den Wänden des Flughafengebäudes kleben Anzeigen amerikanischer Firmen, die sich schnell dort einfänden, wo nationaler Verrat verübt wurde. Da lächeln von einem marmeladeroten Plakat Stewardessen der amerikanischen Luftfahrtgesellschaft ihr Hollywood-Lächeln. Die Bewohner des Landes, das von den Tito-Spionen verkauft worden ist, werden eingeladen, mit amerikanischen Maschinen zu fliegen. Eine der Stewardessen ist eine Angestellte der Armee, das erkennt man an ihren Schulterstücken. Die Erdkugel ist mit dem Sternenbanner überdeckt. In seinen Fängen ist auch Jugoslawien. So wird Europa marshallisiert. Dieses Schicksal haben die Titoleute Jugoslawien bereitet.

Weintrauben, warmer Tee und Mineralwasser „Bukowitschka“, das ist alles, was das Buffet bietet. Vielleicht rufen uns deshalb einige Touristen höhnisch etwas zu. Sie flegeln sich auf den Sofas herum, tragen Ringelsöckchen, offene Westen, und zwischen ihren grünlichen Pferdezähnen stecken Zigarren. Tatsächlich — es sind Amerikaner! Sie benehmen sich schon wie in den Benelux-Staaten, blicken mit gewohnter Unverschäm-

heit verächtlich auf die vorbeigehenden Passagiere und wälzen sich wie Schweine in den mit schmutzigem Segeltuch überzogenen Sesseln.

Tirana

Unter uns Berge. Das Flugzeug steigt immer höher und höher. 4100 Meter . . . Aus der Führerkabine kommt der Beobachter und erklärt uns:

„Wir fliegen über dem Skutarisee. Wir sind in Albanien. Das hier sind schon die nordalbanischen Alpen.“

Wir blicken alle hinunter. Das nördliche Relief Albaniens ist reich an hohen Bergen. Obwohl der Himmel wolkenlos ist, sind sie von einem nebligen, grauen Dunst eingehüllt. Der Skutarisee gleicht einer Schüssel, die bis zum Rand mit einer bleifarbenen, geschmolzenen Masse gefüllt ist. Die Maste der Fischerbarkassen an den Ufern erscheinen dünn wie Streichhölzer.

Die Stadt Shkodra (Skutari) erkennen wir an den Ruinen der berühmten Rosafestung. Die gut erhaltenen, mit Zinnen geschmückten Mauern der Festung krönen den Gipfel des Rosafeldes, der über Shkodra aufragt.

Rechts von uns liegt das Adriatische Meer und die zerklüftete niedrige Küste. Aufmerksam betrachten wir die Landschaft Albaniens: Wohin das Auge blickt — Berge, von Bergbächen und Flüssen zerschnitten. Nur in der Nähe des Meeres sehen wir ebene Flächen, die sich für die Landwirtschaft eignen. Wir fliegen die Krujakette entlang, die von kleinen Bergflüssen, die schäumend ihre trüben lehmigen Wasser dem Meere zutragen,

wie mit einem Messer in einzelne Massive zerteilt ist. Sie erstreckt sich bis Tirana und umrahmt es mit einem ihrer schönsten Höhenzüge, dessen Gipfel Daiti 1612 Meter hoch ist.

Tirana taucht plötzlich in seiner ganzen Schönheit aus den Bergen auf. Die vom Sonnenlicht überflutete Ebene hat nur einen, von Bergen nicht geschützten Ausgang. Das ist der Weg zum Meereshafen der Hauptstadt, zum etwa 30 Kilometer von Tirana entfernten Durësi.

Aus der Luft sieht Tirana wie eine typisch orientalische Stadt aus — schlanke, weiße Minarette und Moscheekuppeln und weiße Häuser mit großen offenen Veranden, die von oben wie flache Dächer aussehen und für die südlichen muselmanischen Städte charakteristisch sind. Die subtropische Vegetation, in der die schönen Villenviertel versinken, wird von großen Bauplätzen unterbrochen, wie wir sie von Industriezentren her kennen. Dort werden große Baugruben ausgeschachtet und Werkhallen errichtet.

Auf dem grünen Rasenteppich des Flugplatzes steht nah am Skelett einer Flugzeughalle eine Reihe von Personenwagen. Etwas weiter, in der Nähe des Flughafengebäudes, wartet eine bunte Menschenmenge, die zum Empfang gekommen ist. Wir drücken die Hände von Menschen, die uns aus Zeitungen, von Photographien und Erzählungen her bekannt sind. Uns begrüßt Nedshmije Hodsha, die Frau des Premiers und Nationalhelden Albaniens, Enver Hodsha. Eine schöne und bezaubernde albanische Frau, eine ehemalige Partisanin. Sie setzt jetzt ihre ganze Kraft für die demokratische Umgestaltung ihrer Heimat ein. Wir drücken die schmale Hand einer kleinen, energischen,

schwarzhaarigen Frau. Es ist die bekannte Lira Belischowa, eine Freundin Nedshimijes aus der Partisanenbewegung, die Frau des tragisch ums Leben gekommenen Nako Spiru, der Mitglied des Politbüros des Zentralkomitees und Vorsitzender der staatlichen Plankommission Albaniens war. Er wurde von den Neofaschisten, den Helfershelfern Titos, die der trotzkistische Räuber Kotschi Dsodse anführte, vergiftet. Lira Belischowa nahm 1942, als sie noch ein junges Mädchen war, in Tirana an einer politischen Demonstration teil. Es wurde die Freilassung der albanischen politischen Häftlinge gefordert, die von den italienischen faschistischen Okkupanten eingekerkert worden waren. Die Italiener eröffneten das Feuer auf die Demonstranten. Damals wurden 38 Personen getötet, darunter 16 junge Mädchen. Viele wurden verwundet, auch Lira erlitt eine schwere Verletzung. Diese energische junge Frau ist erfüllt von revolutionärem, unversiegbarem Enthusiasmus.

Der zweite Sekretär des Zentralkomitees der Partei der Arbeit und stellvertretende Vorsitzende des Ministerrates, Tuk Jakowa, begrüßt uns. Tuk Jakowa ist der Vorsitzende der Gesellschaft für kulturelle Verbindung mit der Sowjetunion und hat die Arbeit der Gesellschaft tatkräftig gefördert.

Auch der Minister für innere Angelegenheiten empfängt uns, der berühmte Held der Kämpfe um die Hauptstadt Albaniens, der treue Kampfgefährte Enver Hodshas, Generalleutnant Mehmet Schechu.

Der sowjetische Botschafter Dmitri Stepanowitsch Tschuwachin stellt uns den Kunst- und Kulturschaffenden, die zum Empfang auf den Flugplatz gekommen sind, vor. Die unangenehme Er-

innerung an unseren kurzen Aufenthalt in Belgrad liegt weit hinter uns. Der freundschaftliche Händedruck der Albaner läßt in unseren Herzen Wärme und Liebe aufsteigen. Unsere Autofahren durch ein Spalier von Menschen, die in ihren Nationaltrachten zum Empfang erschienen sind. Die Jugend skandiert aus voller Kehle:

„Basch-ki-mi So-wje-tik!“

„Par-tija bol-sche-wi-ka!“

„Sta-lin! En-ver!“

Die wie zum Schwur erhobenen starken Hände, die Rufe und die vor Begeisterung strahlenden Augen der von der Sklaverei befreiten Menschen, die dem großen Führer aller Völker zujubeln, lassen uns wieder die Weisheit des Mannes erkennen, den wir unseren Lehrer und Vater nennen dürfen.

Erste Eindrücke und Erkenntnisse

Die ersten Eindrücke sind gewöhnlich die stärksten. In meiner Erinnerung lebt nicht das Tirana mit seinem alten Stadtrand, den kleinen Wohnhäusern, dem Rauch der Essen, der Zinnwerkstätten, dem Lärm der Klempner, Zieseure und Waffenschmiede und den kleinen Läden, in denen Früchte und handgewebte Teppiche angeboten werden, sondern das neue, moderne Tirana, die junge Hauptstadt des alten Skhiperia.

Die Regierungsgebäude umsäumen einen Platz, auf dem gewöhnlich die Meetings und Demonstrationen stattfinden. In diesem Gebäudekomplex befinden sich nur die Ministerien, die

Staatsbank und das Haupttelegraphenamt. Hier gibt es keine Wohnhäuser. Auf diesem Platz sah man früher die malerischen Figuren der Bersaglieri und Polizisten, die den größten Grundbesitzer Albaniens bewachten, der durch die Laune ausländischer Machthaber König geworden war. Neunzehn Tage kämpfte das Korps Mehmet Schedus, um mit Unterstützung der aufständischen Bürger der Hauptstadt nicht nur die Stadt von den Okkupanten zu säubern, sondern auch die Gebäude zu erhalten, in die dann die rechtmäßigen Herren, die Regierungsbehörden der Volksrepublik, einzogen.

An jedem Gebäude hängen dort, wo sonst gewöhnlich die Wappen angebracht sind, Schilder mit dem doppelköpfigen schwarzen Adler und dem roten fünfzackigen Stern. Dieses Staatswappen entspricht dem albanischen Namen des Landes: Sbkiperia, d. h. „Adlerland“.

Parallel zu dem schwarzen Bergmassiv Daiti verläuft vom Platz aus eine sehr breite Straße, die mit kleinen Granitsteinen gepflastert ist. Leicht und elastisch summen die Autos darüber hin. Diese Hauptstraße führt zu einem großen Kolonnadengebäude, dem Generalstab. Die ganze Fassade dieses Gebäudes ist zu Ehren des „Monats der albanisch-sowjetischen Freundschaft“ mit Losungen, Girlanden und Bildern Stalins und Enver Hodshas geschmückt. Längs der Straße ragen herrliche Kiefern mit dichten Baumkronen empor, an beiden Seiten stehen Landhäuser, bis an die Dächer versunken in immergrüner subtropischer Vegetation, die auch für unsere südliche Schwarzmeerküste charakteristisch ist. Hier wächst die japanische Churms, deren reife Früchte auf den waagerechten Zweigen

wie aufgereiht erscheinen, hier gedeihen Magnolien, Lorbeer, Mimosen und Oleander.

Die heißen Tage sind vorbei. Das Ende des Monats September und der Oktober zeichnen sich durch gemäßigte Tagestemperaturen und kühle, taufrische Nächte aus. Der Handel aber bleibt derselbe. Wie im Sommer werden die Läden in aller Herrgottsfrühe geöffnet, und um die Mittagszeit wird eine lange Pause eingelegt.

Am 11. Januar 1946 wurde Tirana die Hauptstadt der Volksrepublik. Als wir sie besuchten, war sie also erst rund vier Jahre Hauptstadt der souveränen Republik. Vier Jahre sind eine kurze Zeit, um so mehr, da dieses Land seine selbständige Entwicklung mit großen Menschenverlusten, zerstörten Städten, verbrannten Dörfern, gesprengten Brücken, Speichern und Hafenanlagen begonnen hatte. Die Industrie war vom Feind außer Betrieb gesetzt worden, die verlassenen Äcker waren von Unkraut überwuchert und die Bergäcker von den Regengüssen weggeschwemmt. Die Bauern kämpften in den Partisaneneinheiten und mußten ihr Land der heimtückischen Natur überlassen.

Die Republik erbt die rückständigen feudalen Verhältnisse und die völlige Abhängigkeit der Volkswirtschaft vom Import. Die Schächte und Erzgruben, die Erdölindustrie und die wenigen anderen Betriebe waren von den ausländischen Monopolisten hemmungslos ausgebeutet worden. Alles mußte neu aufgebaut werden. Wenn Albanien in dieser Zerstörung allein geblieben wäre, hätte es sich wohl nicht so bald aus den Trümmern erheben können; doch die Sowjetunion hilft Albanien freundschaftlich

bei seinem wirtschaftlichen und kulturellen Aufbau. Die albanische Volksrepublik hat den richtigen Weg für ihren Aufstieg gewählt.

Die albanische Volksrepublik hat viele unaufschiebbare Aufgaben. Die Zerstörungen müssen beseitigt werden, Eisenbahnlinien und Straßen müssen gebaut, eine eigene moderne Industrie muß geschaffen und die außerordentlich zurückgebliebene, zerrüttete Landwirtschaft intensiviert werden. Große Aufgaben waren auch auf kulturellem und wissenschaftlichem Gebiet zu bewältigen. Das Land hatte fast keine selbständige Literatur, keine Dramatik, es gab weder Theater noch Opern oder Konzertsäle. Die Zahl der Wissenschaftler konnte man an den Fingern abzählen; sie hatten auch keine eigene wissenschaftlich-experimentelle Basis, sondern mußten sich von den Brosamen ernähren, die vom Tisch der westeuropäischen Wissenschaft fielen.

Die Kader der albanischen Partei der Arbeit, die im Feuer des Befreiungskrieges gestählt worden waren, hatten nicht genügend Erfahrung im wirtschaftlichen Aufbau des Landes. Sie hatten gut gekämpft, sie verstanden es, den Feind einzukreisen, sie kannten die Geheimnisse der Bergpässe und die Furten schneller Flüsse; sie konnten mit der blanken Waffe und mit dem Gewehr umgehen, und in der Kunst der Umgruppierung von Truppen und Kampfmitteln auf Saumtieren waren sie geübt. Das friedliche Leben aber, das dem Kriege folgte, die Periode des Aufbaus, waren für sie ernste Prüfungen. Der Führer der Partei der Arbeit, das Haupt der Regierung, der

Nationalheld Enver Hodsha, war früher Lehrer gewesen. Im Verlauf des Krieges gegen die Okkupanten machte er sich die Kunst der Strategie zu eigen. Als Oberkommandierender der Volksbefreiungsarmee verjagte er die in harten Kämpfen zerschlagenen feindlichen Einheiten und vernichtete sie auf dem Territorium der anliegenden Staaten. Seine außergewöhnlichen Fähigkeiten wandte Enver Hodsha auch im Nachkriegskampf an der Front des friedlichen Aufbaus an. In seinen öffentlichen Reden hob er hervor, daß er die Kunst der politischen und wirtschaftlichen Führung vor allem bei der KPdSU und bei dem Genossen Stalin gelernt hätte.

In den vier Jahren des friedlichen Aufbaus ging viel wertvolle Zeit und viel Kraft im Kampf gegen die Agentur Titos verloren, die mit methodischer, jesuitischer Grausamkeit versuchte, Albanien aufs neue in eine Kolonie zu verwandeln. Tito fand unter den Albanern einen ebenbürtigen Verschwörer. Kotschi Dsodse, der sich als Arbeiter ausgab, in Wirklichkeit jedoch ein kleiner Krämer war, wurde als Agent des faschistisch-imperialistischen Blocks geworben und half Tito, die Pläne dieses Blocks, nach denen die Eroberung Albaniens beabsichtigt war, zu verwirklichen.

Kotschi Dsodse, dieses kleine, wendige Männlein, vereinigte in sich die Gefräßigkeit eines Wolfes mit der Feigheit eines Schakals. Es gelang ihm, sich bis in das Ministerium für innere Angelegenheiten und in das Zentralkomitee der Partei einzuschleichen. Er holte zahllose Spitzel Titos ins Land und verschaffte ihnen den entscheidenden Einfluß auf Albaniens Wirtschaft; er verstieß gegen das Außenhandelsmonopol und die

679 063
E90 679

souveränen Rechte der Republik. In das Land drangen Titos Spekulanten ein, die alle Warenvorräte plünderten, indem sie für entwertete Dinare Vieh, Getreide, Olivenöl, Obst, Wolle, Wein, Tabak und wertvolle Erzeugnisse albanischer Meister des Kunsthandwerks aufkauften. Die Waren, die auf Lastwagen und Schiffen weggebracht wurden, kamen auf die Märkte in Belgrad und in die Läden der Spekulanten, wo sie hundertmal teurer verkauft wurden, als sie gekauft worden waren. Diese unverhüllte ökonomische Expansion wurde neben der politischen durchgeführt. Analphabetische jugoslawische Berater versuchten in Albanien zu kommandieren. Tito entsandte eine Bande von Schulmeistern, die sich anmaßen, den Soldaten, Offizieren und Generalen der albanischen Volksarmee Verstand und Geist beizubringen.

Weshalb sollten die Albaner jugoslawischen Offizieren gehorchen? Was führten diese Abgesandten im Schilde? Was konnten sie denn lehren? Über den Aufbau bewaffneter Streitkräfte wußten die Gesandten Titos nichts; denn das waren ja nicht die kampferprobten Offiziere aus den ehemaligen Partisaneneinheiten; denen vertraute Tito nicht, die verfolgte er. Nach Albanien schickte er seine Spießgesellen und Helfershelfer, die seinen luxuriösen Stab versorgten, als die wahren Patrioten sich in den Kämpfen aufopferten.

Die Umtriebe der Titosippschaft in Albanien waren jedoch bald zum Scheitern verurteilt. Die albanische Partei der Arbeit erwies sich als ein gesunder, lebensfähiger Organismus. In Kämpfen erzogen und gereift, den Prinzipien des Marxismus-Leninismus treu, vermochte es die Partei, die Titobande in

kurzer Zeit zu liquidieren. Die Ereignisse, die mit dem Verrat Kotschi Dsodeses in Verbindung standen, schweißten die Reihen der Partei noch enger zusammen. Nach der Vernichtung seiner Feinde ging das Volk, mit der Partei der Arbeit an der Spitze, an die nächsten Aufgaben heran, und es waren nicht wenige.

Albanien war in der Zeit unseres Aufenthaltes mit der Erfüllung seines Zweijahrplans beschäftigt. Wir waren nicht so lange in dem Land, um uns mit allen Einzelheiten vertraut zu machen, aber lange genug, um das Wichtigste zu sehen und zu erkennen. Durch die Liebenswürdigkeit der albanischen Genossen, vor allem des Leiters der Gesellschaft für kulturelle Verbindungen mit der Sowjetunion, konnten wir uns überall aufhalten, wo wir wollten. Wir konnten alles besichtigen, was uns interessierte, und erhielten auf jede beliebige Frage Antwort.

Wir besuchten außer Tirana noch die Städte Schkodra, Elbasan, Berat, Gïnokasträ, Vlora, Chimara, Saranda, Durësi, Fieri Luschnë und Dëlvine. Wir waren auf dem Bau eines großen Textilkombinats, in den Kupfergruben im Flußtal des Matje, im Erdölgebiet unweit des „heiligen“ Berges Tomora; wir lernten Bauern kennen, die Einzelwirtschaften hatten, und andere, die in genossenschaftlichen Betrieben arbeiteten; wir besichtigten staatliche landwirtschaftliche Farmen im Süden und im Zentrum des Landes.

Auf dem Gebiet der Kultur machten wir uns mit dem System der Volksbildung vertraut, besuchten eine Reihe Lyzeen und Schulen in der Stadt und auf dem Lande; wir waren in Theatern, hörten berühmte albanische Sänger und Sängerinnen, die von einer Gastspielreise aus Ungarn und Rumänien zurück-

gekehrt waren; wir lernten die Laientätigkeit auf dem Gebiet der Kunst, der Dramatik und des Gesangs kennen und trafen uns mit Schriftstellern und Wissenschaftlern Albanien.

Einiges über eine lehrreiche Vergangenheit

Um das heutige Albanien besser verstehen zu können, muß man seine Geschichte, seine Vergangenheit kennen. Es wird viel über die Rückständigkeit dieses Landes geschrieben, über den Mangel an Kultur und darüber, daß bis in die jüngste Zeit eine Eisenbahn fehlte, diese — so scheint es — selbstverständliche Einrichtung eines jeden modernen Staates.

Wer ist daran schuld? Das albanische Volk? Brachten etwa die ständigen Kolonisatoren, die wie Schaben aus allen Spalten gekrochen kamen, dem Lande Kultur? Von den „Wohltaten“ imperialistischer Betreuung „kleiner Völker“ erzählt die bürgerliche Propaganda bis zum heutigen Tage die schönsten Märchen. Am Beispiel Albanien werden wir sehen, welche Geschenke die Danaer diesem Lande brachten.

Die Albaner betrachtet man als die Nachkommen der ältesten Bevölkerung der Balkanhalbinsel. Die überlieferten historischen Quellen reichen bis in die Zeit des Römischen Reiches zurück. Albanien ist der Apenninenhalbinsel viel zu nahe und hat zuviel strategische Vorteile, als daß sich die weitgehenden Eroberungssüchtigen Expansionsbestrebungen des alten Roms nicht auch auf dieses Land erstreckt hätten. Anfangs war Albanien unter drei römische Provinzen aufgeteilt: Dalmatien,

Mazedonien und Epirus, später, bei der Aufteilung des Römischen Reiches, kam es unter die Herrschaft von Byzanz. In diese Zeit fällt die Anlage des berühmten Verbindungsweges, der Via Egnatia, die von Durësi oder Durrachiuma, wie die Stadt damals hieß, nach Byzanz führte.

In der Folgezeit drangen Serben und Bulgaren in Albanien ein. Vom 9. bis zum 14. Jahrhundert währte in Albanien ein langer Kampf zwischen den Byzantinern, den sizilianischen Königen und den örtlichen Feudalfürsten. Diese Kämpfe ausnützend, fielen die Türken in Albanien ein und erweiterten mit Feuer und Schwert die Grenzen ihres raubgierigen Reiches. Der Überfall der türkischen Horden, die für damalige Verhältnisse ausgezeichnet bewaffnet waren, konnte die Albaner nicht erschrecken. Das ganze Volk erhob sich gegen die Türken. Die Eroberer trafen auf harten Widerstand.

Zu dieser Zeit machte Georgi Kastriot Skanderbeg, ein Patriot des albanischen Volkes, von sich reden, und seine Taten gingen in die Geschichte ein. Die unabhängige albanische Republik, die von Skanderbeg in den Bergen von Kruja mit der gleichnamigen Stadt als Zentrum errichtet wurde, existierte zwanzig Jahre. Während dieser Zeit mußte sie unaufhörlichen Überfällen standhalten. Schließlich behielt die große türkische Armee die Oberhand, und auf dem gesamten Territorium des Landes lastete eine fast fünfhundertjährige Epoche düsterer, despotischer Unterdrückung.

Es erübrigt sich zu sagen, welche Folgen diese jahrhundertelange Herrschaft der rückständigen türkischen Sultane hatte, die selbst ihre eigenen Völker in wirtschaftlicher Sklaverei und

geistiger Unwissenheit hielten. Unter den Albanern kam ein Sprichwort auf: „Dem Schwert folgt der Glaube.“ Albanien wurde beharrlich mohammedanisiert. Der albanische Feudaladel verriet das Volk und die patriotischen Prinzipien Skanderbegs. Die Türken nützten die Isolation der einzelnen Landesteile, die durch den gebirgigen Charakter bedingt war, dazu aus, die Nation zu zersplittern. Das Land wurde unter die zahlreichen Fendalfürsten — die sich ständig befehrenden Beiraktaramen — aufgeteilt. Überall wurde religiöse Zwietracht zwischen den Muslimen, den Rechtgläubigen und den Katholiken entfacht. Die Blutrache — Dshjakmari — wurde von den Eroberern ebenfalls zu ihrem Nutzen gefördert; sie wurde popularisiert und gerühmt. Sie trennte jetzt nicht nur die einzelnen Beirakten, sondern auch Stämme und sogar Familien.

Wir waren im Norden des Landes und wandten unsere Aufmerksamkeit den Häusern der Malsoren — der Gebirgsbauern — zu. Diese Häuser ähneln kleinen Festungen. In der Literatur haben sie die Bezeichnung „Kula“ erhalten — so nannte man die Wohntürme, die eine bewaffnete Belagerung aushalten konnten. Eine Kula ist gewöhnlich ein zweistöckiges Haus mit Schießschartenöffnungen, die in Übermannshöhe eingebaut sind. Diese Öffnungen lassen wenig Licht herein, aber um so besser kann man durch sie schießen. Die Kulas liegen weit voneinander entfernt, selten findet man mehrere an einem Ort.

So wurde die Einheit der Nation zerstört.

Aber selbst die drakonischsten Maßnahmen waren gegen das Erwachen des nationalen Selbstbewußtseins des albanischen Volkes machtlos.

Im Süden, im Tal des Flusses Wiosse, betrachteten wir ein Dorf, das wie ein Schwalbennest an den rauhen, unzugänglichen Felsen des Gebirgszuges Schendeli klebte.

„Wie heißt dieses Dorf?“ fragten wir unseren Begleiter.

„Dams.“

„Warum liegt es so ungünstig?“

„Ungünstig?“ wunderte sich der Begleiter.

„Natürlich. Wir wissen, daß die Bauern es ausgezeichnet verstehen, sich einen guten Ort für ihre Siedlung auszusuchen. Unten im Tal fließt ein schöner Fluß, Gehölz, fruchtbare Täler liegen da, und die Bewohner von Dams sind in die Berge gezogen.“

„So war es während des ‚Tansimat‘“, antwortete unser Begleiter. „Die Bauern gingen in die Berge, errichteten Dorf-festungen und kämpften gegen die Türken.“

Das war die Zeit, als das nationale Selbstbewußtsein zu erwachen begann. Den Kampf gegen das grausame türkische Gesetz „Tansimat“, das vom Sultan Mahmud II. erlassen wurde, führten die Bauernhelden Rapo Chekali, Tschelo Pizari und Den Leka an; sie leben bis zum heutigen Tage in Volksliedern und Legenden.

Dieses vielgeprüfte Land hatte fast keinen Augenblick Ruhe. Die Aufstände gegen die Türken hörten nicht auf. Der Beginn des 20. Jahrhunderts war durch blutige Kämpfe der Albaner gegen die Türken gekennzeichnet. Das Land wurde von barbarischen Strafexpeditionen überfallen. Die Repressalien der türkischen Janitscharen zwangen viele Albaner, ihr Heimatland zu verlassen und im Ausland Zuflucht zu suchen.

Der erste Balkankrieg, der der nationalen Befreiungsbewegung einen starken Auftrieb gab, machte der türkischen Herrschaft ein Ende. In Vlora, einer malerischen Stadt an der Küste des Jonischen Meeres, wurde der Kongreß der albanischen Patrioten einberufen, der die Unabhängigkeit Albaniens verkündete.

Aber das auf dem Kongreß entfaltete Banner des ruhmvollen Skanderbeg wehte nicht lange über dem Lande. Die europäischen Staaten erkannten zwar die damaligen Grenzen Albaniens an, hatten aber trotzdem nichts anderes ausgeklügelt, als ein deutsches Fürstchen, Wilhelm Prinz zu Wied, nach Albanien zu entsenden, das aber bald darauf vor den Aufständischen aus dem Lande flüchtete.

Der erste Weltkrieg brachte Albanien eine neue Besetzung. Es wurde von griechischen, italienischen sowie österreichischen, französischen und serbischen Eroberern zerrissen. Auf Grund einer Vereinbarung, die hinter dem Rücken des albanischen Volkes in London getroffen worden war, teilte man das Land unter verschiedene imperialistische Räuber auf. Ein heißer Kampf entbrannte zwischen diesen Prätendenten auf die Kolonialherrschaft in Albanien. Am eifrigsten erwies sich Italien, das schnell mit Turchan Pascha eine Marionettenregierung bildete, die dann von Italien „aus eigenem Willen“ die Entsendung von Beamten in alle Zweige der Volkswirtschaft und Verwaltung forderte.

Es begann ein noch schärferer Kampf um die Teilung Albaniens. Die Friedenskonferenz in Paris im Januar 1919 beschäftigte sich damit, die Forderungen zweier lüsterner Nach-

barn, Italien und Griechenland, zu studieren. Die jetzige Politik der griechischen Monarcho-Faschisten, die auf die Eroberung des albanischen Epirus mit den Städten Kortscha, Ginokastra, Delvine und Saranda eingestellt ist, hat eine alte, an Provokationen reiche Geschichte. Die Initiatoren dieser Räuberei sitzen ebenfalls in London und Paris. Als die benachbarten Räuber Italien und Griechenland feststellten, daß sich die diplomatischen Diskussionen in die Länge zogen und daß die Initiatoren, Frankreich und England, selbst die Herrschaft über das Territorium Albaniens erstrehten, schlossen sie miteinander ein Abkommen zur Unterstützung ihrer gegenseitigen Ansprüche.

Die nationalen Kräfte des Landes erhoben sich gegen die Imperialisten, die aufs neue einen bewaffneten Raubzug planten, und bildeten freiwillige Abteilungen. In der Stadt Luschne wurde die Unabhängigkeit des Landes verkündet. Der Kampf gegen die pro-italienische Regierung Turchan Paschas endete mit einem Sieg der nationalen Befreiungsbewegung. Die griechischen Okkupationstruppen wurden geschlagen und aus dem Lande geworfen, die Italiener aus den Küstenstädten vertrieben. Die Patrioten eroberten Vlora und stießen nach Durësi, der Hauptstadt Turchan Paschas, vor. Die Befreiungsbewegung in Albanien wurde durch eine mächtige Aktion des italienischen Proletariats unterstützt, das den italienischen Premier Giolitti zwang, von dem Protektorat zurückzutreten und die Unabhängigkeit Albaniens anzuerkennen.

Wie es jedoch immer bei den Imperialisten zu sein pflegt: hinter den öffentlichen Versprechungen verbargen sich geheime Ge-

danken. Italien blieb faktisch doch der einzige Herr Albaniens. Die Macht ging in die Hände käuflicher Feudalherren über, und das albanische Volk, das sein Blut für Albaniens Unabhängigkeit vergossen hatte, geriet wieder unter das bittere Joch der Unterdrückung.

Das Volk erhob sich in einem bewaffneten Aufstand gegen die Marionettenregierung Achmed Zogus, des größten Grundbesitzers im Lande, stürzte ihn und bildete in Tirana eine neue demokratische Regierung, die sofort von der Sowjetunion anerkannt wurde und mit ihr diplomatische Beziehungen aufnahm.

Diese Regierung existierte aber nur ein Jahr. Der nach Jugoslawien geflüchtete Achmed Zogu wurde wieder nach Albanien importiert; aufs neue wurde ihm zur Macht verholfen. 1925 war er Präsident von Albanien, und nach drei Jahren erklärte er sich selbst zum König.

Nun begann eine Zeit, in der in Albanien rücksichtslos der italienische Faschismus herrschte. Die Bodenschätze des Landes waren in den Klauen italienischer Monopolisten; Export und Import regulierte Italien; man sandte italienische Kolonisten in das Land; die besten, fruchtbarsten Ländereien wurden an Konzessionäre abgegeben, und an strategisch günstigen Punkten begann der Bau von Kasernen, Luft- und Flottenstützpunkten. Entsprechend den Plänen des deutsch-italienischen faschistischen Blocks wurde Albanien in eine italienische Kolonie verwandelt, die als Brückenkopf für den Sprung nach dem Balkan dienen sollte. England und Frankreich handelten für sich das Recht heraus, die Erdölvorräte des Landes auszubeuten.

Konnte sich Albanien unter den Bedingungen dieses Jahrhundertelangen schweren Lebens wirtschaftlich und kulturell entwickeln? Entweder ein auswegloses, barbarisches, ausbeuterisches Joch oder blutige Kriege mit den äußeren und inneren Feinden — eine andere Wahl hatte es nicht gegeben.

Die Geschichte kennt leider nicht wenig ähnliche Beispiele brutaler Mißachtung der nationalen Interessen kleiner Völker durch die Imperialisten. Albanien war der Spielball gefräßiger kapitalistischer Länder.

Aber eine so rücksichtslose Herrschaft wie die des italienischen Faschismus über Albanien hatte es nicht oft gegeben. Im April 1939 wurden an der Küste Albaniens durch die italienische Flotte, mit 173 Schiffen, Truppen gelandet, die unter dem Feuerschutz der Schiffsartillerie und der Luftwaffe vorgingen. Das Land wurde wieder zum Schauplatz erbitterter Kämpfe.

Der Widerstand des gegen die Okkupanten kämpfenden Volkes wurde mit gepanzerter Faust gebrochen, die Städte in italienische Garnisonen verwandelt und die Häfen von Panzerschiffen besetzt.

Die ephemere Herrschaft des überflüssig gewordenen italienischen Strohmannes König Achmed Zogu war zu Ende. Der von ihm begonnene Bau eines luxuriösen königlichen Palastes in Tirana wurde von den Italienern vollendet. Albanien wurde dem italienischen Imperium einverleibt. Die alten gierigen Träume des imperialistischen faschistischen Italien schienen sich erfüllt zu haben. Die Masken waren abgeworfen, für immer und ewig schienen die strategischen Positionen besetzt zu sein, die das Adriatische und Jonische Meer beherrschten. Den

malerischen Hafen Albaniens, die Stadt Saranda, die der griechischen Insel Korfu gegenüberliegt, schenkte Mussolini seiner Tochter Edda, der Frau des blutrünstigen Ciano. Seit diesem Zeitpunkt mußte der albanische Hafen Saranda „Port Edda“ genannt werden. Farbige Postkarten, auf denen der Hafen mit seiner azurblauen Bucht, mit seinen weißen Häusern, mit Palmen und den rosigen Blüten des schwarzen Pfefferbaumes zu sehen war, wurden überall verbreitet. Mit reicher Gefolgschaft kam die „Königin“ von Saranda, Edda Ciano, hierher. Aber bald mußte sie sich davon überzeugen, daß ein Verbleiben in dem „Königreich“ gefährlich war. In den Bergen schossen Partisanen, und auf Saumpfaden und Straßen wurden Patrouillen und Abteilungen der Okkupanten vernichtet.

Aber eine schändliche Tatsache, die selbst für die heutige verrottete kapitalistische Gesellschaft beispiellos ist, war es, daß ganze Städte mit ihrer historischen Vergangenheit, samt der Bevölkerung, den Häusern, Frauen und Kindern einfach verschenkt wurden.

Unweit Sarandas wurden Ausgrabungen in einer der ältesten Städte, in Butrindi, vorgenommen, die nach Überlieferungen von Äneas, dem Sohn des Priamos, des Herrschers von Troja, gegründet worden ist. Eine der seltensten Kostbarkeiten, den Kopf der Göttin von Butrindi, der vom Genius des Praxiteles umwoben war, raubten die Italiener und brachten sie aus dem Lande. Die alten Kostbarkeiten Butrindis wurden eilig auf den archäologischen Märkten Europas und Amerikas verkauft.

Mussolini begann Albanien den Faschismus aufzuzwingen. Es wurde gewaltsam in den faschistischen räuberischen Block ein-

bezogen. Das albanische Volk antwortete mit einer verstärkten Partisanentätigkeit. In den Städten kam es zu Massendemonstrationen, die gegen das faschistische Besatzungsregime gerichtet waren. Auf den Straßen von Tirana, Kortscha, Gino-kastra, Vlora und Shkodra floß das Blut albanischer Patrioten. Die Worte Stalins über die Führung des Partisanenkrieges, die am 3. Juli 1941 durch den Rundfunk übertragen wurden, bedeuteten eine unschätzbare Anleitung für die Partisanen Albaniens. Die Volksbefreiungsbewegung wurde von der kommunistischen Partei getragen, an deren Spitze Enver Hodsha stand. Der Boden begann den Okkupanten unter den Füßen zu brennen.

Die bekannte Konferenz in Pesa, die am 16. September 1942 auf Initiative der albanischen kommunistischen Partei einberufen wurde, vereinigte die patriotischen Kräfte und schloß sie um die Partei zusammen, die den Kampf gegen die ausländischen Eroberer leitete. Es wurde beschlossen, kompromißlos gegen den Feind zu kämpfen.

Die Partisanengruppen wurden zu Bataillonen, danach, in dem Maße, wie sich der Partisanenkrieg entfaltete, zu Brigaden, Divisionen und zum Schluß zu Korps vereinigt. Fast 10 Prozent der Nation ging in die Berge, und von der erwachsenen Bevölkerung waren fast 30 Prozent fähig, eine Waffe zu tragen.

Die nächste historische Konferenz, die im September 1943 im Herzen Albaniens, in der Nähe von Elbasan in den Bergen bei Ljabinot stattfand, bestätigte Enver Hodsha als Kommissar der Volksbefreiungsarmee, und die am 24. Mai 1944 ernannte ihn zu ihrem Oberkommandierenden.

Die Volksbefreiungsarmee bereitete den Okkupanten schwere Niederlagen. Die Faschisten verloren in Albanien 26 594 Tote und 21 246 Verwundete; 2100 Panzer und Panzerwagen wurden vernichtet, 216 Munitionslager in die Luft gesprengt und große Mengen an Waffen erbeutet, mit denen die albanischen Patrioten den Gegner besiegten.

In die Partisanenabteilungen gingen Arbeiter, die ihre Wohnorte verließen und die Betriebe arbeitsunfähig machten. Die Bauern verließen ihre Hütten, und die begeisterte Jugend, Jungen und Mädchen, schlossen sich den Partisanen in den Bergen an. Häufig begegnet man heute Töchtern Albanien, die unter dem roten Adlerbanner der Freiheit gekämpft haben.

Für den Feind wurde die Lage unerträglich. Die Partisanen beschränkten sich nicht nur auf den Kleinkrieg, den „Guerilla“, der für Albanien typisch ist. Die Partisaneneinheiten formierten sich zu Kampfabteilungen, erhielten Standarten der zukünftigen Volksarmee und begannen den großen Befreiungskrieg ihres Heimatlandes.

Die Shkipetaren wurden zur Bedrohung der Okkupanten. Der Austritt Italiens aus dem Krieg zwang die Deutschen, ihre Truppen nach Albanien zu schicken, das von einer leidenschaftlichen Freiheitsbewegung ergriffen war. Nur die sogenannten „Ballisten“, die Mitglieder der Verräterorganisation „Balli Kombetar“, machten mit den deutschen Faschisten gemeinsame Sache, wurden zu ihren Landsknechten und Provokateuren. Diese kleine Minderheit von Verrätern hat dem albanischen Volk nicht geringen Schaden zugefügt.

Auf unserer Reise durch Albanien wiesen unsere Begleiter

häufig auf diese oder jene Stadt, auf dieses oder jenes Dorf und sagten stolz:

„Hier leben Helden. Alle haben an der Partisanenbewegung teilgenommen!“

Und nur an einem Ort, in der Nähe von Vlora, wo es nach rechts zum Haff Alipasehi geht, aus dessen Wasser die Maste eines im Kriege versenkten italienischen Schiffes ragten, erklärte uns der Vertreter der Gesellschaft für kulturelle Verbindungen mit der Sowjetunion, Nascho Nathanaili, bitter:

„Sehen Sie in den Bergen dieses Dorf? Das ist Dukaty.“

„Und was ist an ihm Besonderes?“ fragten wir.

„Die Einwohner dieses Dorfes waren Ballisten, die die Interessen des Volkes verraten haben“, antwortete Nascho. „Die Amerikaner und Engländer holten sich aus ihren Reihen die Spione...“

Die Volksbefreiungsbewegung säuberte nicht nur das Land von den Okkupanten, sie half auch, die Partei neu zu formieren, sie zu stählen und Kader von Parteiführern für die folgenden Jahre des friedlichen Aufbaus zu schaffen. Die Partisanen des Volksbefreiungskrieges traten an die Spitze aller Zweige der Volkswirtschaft, nahmen die Leitung des jungen Staates in ihre Hände und führten ihn auf den Weg des Sozialismus. So entstand auch die Volksarmee. Die ehemaligen Partisanen erhielten eine militärische Ausbildung und stellten feste, ausgebildete Kader für den Kommandobestand der Armee.

Zum erstenmal in der Geschichte des Landes wurden die Leidenschaftlichkeit, die großen Fähigkeiten, die patriotischen Gefühle des Volkes in die rechte Bahn gelenkt. Das Blut der Patrioten

war nicht umsonst geflossen. Das Volk verwirklichte sein Recht auf ein besseres Leben, es errichtete seinen Staat, der ihm teuer ist, denn für ihn haben die besten Söhne der Nation ihr Blut vergossen.

Groß ist der Haß des albanischen Volkes auf den Verräter Tito, der danach trachtet, die Errungenschaften in Albanien wieder durch blutigen Kampf zu zunichte zu machen, der das Land wieder einem Turchan Pascha oder Achmed Zogu ausliefern will.

Nein! Das albanische Volk ist von dem richtigen Weg seiner nationalen Wiedergeburt nicht mehr abzubringen. Durch Dekrete der Volksregierung wurden die verschiedenen ausländischen Nutznießer ausgewiesen und an Stelle von Konzessionen staatliche Betriebe geschaffen. Die Bodenschätze sind in den Händen der Republik, das Land ist zur ewigen Nutzung den Bauern übergeben worden; das Vieh der Gutsbesitzer wurde unter die armen Bauern verteilt, der achtstündige Arbeitstag festgesetzt, die bis dahin unterdrückten Frauen befreit, bezahlter Urlaub und die Sozialversicherung eingeführt und die Kirche vom Staat getrennt.

Albanien wurde zu einer unabhängigen, souveränen Volksrepublik mit unverrückbaren Grenzen, die von einer ausgezeichnet bewaffneten Volksarmee geschützt werden.

Und wie mußten sich die Albaner mühen, und wie mühen sie sich heute noch, um die Industrie und die Landwirtschaft zu erneuern und das im Krieg Zerstörte wieder aufzubauen! Um das Ausmaß der schöpferischen Leistungen begreifen zu können, muß man wissen, welche materiellen Verluste die Republik erlitten hatte.

In Albanien wurden 40 Städte und 1561 Dörfer mit 62 475 Häusern niedergebrannt und 75 Prozent der industriellen Einrichtungen zerstört; die Hälfte der Straßen war unbrauchbar geworden, insgesamt 5547 laufende Meter an Brücken und 2480 laufende Meter Hafenanlagen waren gesprengt, die Mehrzahl der Schächte zerstört, erstickt oder eingestürzt.

Die Größe der Verluste kann man erst dann ermessen, wenn man weiß, daß Albanien ein kleines Land ist. Seine territoriale Ausdehnung beträgt 28 749 Quadratkilometer, es hat eine Bevölkerung von 1 122 000 Menschen.

Was dieses Volk, vom kolonialen faschistischen Joch befreit, bereits geschaffen hat, zwingt uns zur größten Hochachtung und erzeugt Vertrauen zu seinen schöpferischen Kräften.

Albanien hat den richtigen Weg, den Weg der sozialistischen Entwicklung beschritten, und darin besteht das Geheimnis seiner Erfolge, seiner unablässigen Vorwärtsbewegung.

Wir wollen davon berichten, was wir im Herbst 1949 in Albanien gesehen haben.

Genossenschaftliche Landwirtschaft

Zweiundzwanzig Kilometer von Tirana, an der Chaussee nach Durësi, steht hinter dem Eisenbahndamm ein Steinhaus. Über seinem Ziegeldach weht auf hohem Mast eine rote Fahne. Am Eingang hängt ein großer roter fünfzackiger Stern mit Hammer und Sichel.

Neben diesem Haus liegt ein Wirtschaftsgebäude aus Naturstein

und etwas weiter, auf der anderen Seite des Bahnkörpers, ein langgestreckter Schuppen, in dessen offenem Teil sich landwirtschaftliche Maschinen befinden; der andere, geschlossene Teil dient als Lagerraum. Durch die offenen Türen kann man verschiedene Waren und aufgestapelte Papiersäcke sehen, die Kunstdünger enthalten.

Das weite Tal, in dem noch Mais und Baumwolle reifen, grenzt an eine Hügelkette, auf der Bauernhäuser stehen. Der Weizen ist bereits abgeerntet, und die Stoppelfelder haben sich mit frischem Grün bedeckt, dem Zeichen des „kleinen Frühlings“ — so nennt man in Albanien die Periode, in der der warme Herbstregen die jungen Gräser aus dem von der Sommersonne verbrannten Boden lockt.

Das Steinhaus mit der Fahne und die übrigen Gebäude gehören zur Verwaltung der landwirtschaftlichen Genossenschaft „Draper e Tschekan“ (Sichel und Hammer). Das Dorf auf den Hügeln heißt Maminos. Dort wohnen die Genossenschaftsmitglieder.

Uns war bekannt, daß in Albanien bäuerliche Genossenschaften entstanden waren, die sich entschlossen hatten, gemeinsam das Land zu bearbeiten, das sie zur ewigen Nutzung erhalten hatten.

Die Genossenschaft „Draper e Tschekan“ ist mit dem Arbeitsorden dritten Grades ausgezeichnet worden. Auch ihr Vorsitzender, Selim Koni, und die besten Arbeiter, Said Dshardahi und Tscherime Koni, wurden geehrt. Den Vorsitzenden trafen wir nicht an — er befand sich mit einer Bauerndelegation in der Sowjetunion —, aber wir lernten dafür seinen Stellvertreter, Adshi Sefa, und den Sekretär der Parteiorganisation, Fadyl Uku, kennen.

Das waren Bauern mit sonnenverbrannten Gesichtern, mit Händen, die gewohnt waren, Erde und landwirtschaftliche Geräte anzufassen. Einige kamen heran, streckten uns ihre schwieligen starken Hände entgegen und lächelten froh, als sie erfuhren, daß wir vor kurzem aus Moskau gekommen waren. Die Unterhaltung mit den Bauern war von Anfang an freundlich und ungezwungen.

Wie hatten diese Menschen früher gelebt? Sie waren Kleinbauern, die nicht mehr als einen Hektar Land für sich und ihre Familie bearbeiten durften; Menschen, die jede Anordnung des feudalen Gutsbesitzers Ramasan Aga, der die Bauern des Dorfes Maminos erbarmungslos unterdrückte, ausführen mußten. Jetzt gehörte das Land den Bauern, genau wie das Haus, in dem sich jetzt die Verwaltung der „Draper e Tschekan“ befindet.

Ramasan Aga hinterließ einen verwilderten und rücksichtslos ausgebeuteten Boden. Zuerst arbeiteten die Bauern jeder für sich, und sie hatten es schwer. Die Raine mit den Findlingen nahmen nur Boden weg und waren ein Schlupfwinkel für allerlei Schädlinge, für Heuschrecken und Unkraut. Sie boten den modernen landwirtschaftlichen Geräten keine Bewegungsfreiheit, nicht einmal den Sämaschinen, geschweige denn den Traktoren. Auch eine richtige Fruchtfolge konnte nicht eingeführt werden. Die Bauern hatten zwar mehr Land, aber die Ertragsfähigkeit blieb auf einem niedrigen Niveau. Sie pflügten noch immer mit dem hölzernen Hakenpflug, säten, wann sie wollten, und unterwarfen sich den alten Regeln der extensiven Landwirtschaft.

In das Dorf kamen Agronomen, die von der neuen Volksmacht entsandt worden waren; aber es war schwer, die verschiedenen Wirtschaften einem einheitlichen agronomischen System einzuordnen.

Der Entschluß der Bauern, zur genossenschaftlichen Bearbeitung des Landes überzugehen, erwuchs aus der drängenden Forderung des Lebens selbst: eine höhere Organisationsform der Landwirtschaft zu schaffen. In Maminos gibt es 47 Höfe. 40 schlossen sich zu einer Genossenschaft zusammen. Die übrigen Familien wollten abwarten und sehen, wie es werden würde.

Die staatlichen Maschinen- und Traktorenstationen halfen den Genossenschaften. Statt der primitiven Hakenpflüge mit Ochsen gespannen tauchte der mehrscharige Metallflug auf. Die starken stählernen Schare der Traktorpflüge schnitten und rodeten das Raingestrüpp aus. Die Ackergrenzen verschwanden, und den Augen der Maminoser Bauern zeigte sich ein weites Tal, das zum ersten Male rechtzeitig mit Hilfe moderner Maschinen gepflügt und besät wurde.

Auch ein alter muselmanischer Brauch verschwand: Endlich war es auch der Frau gestattet, auf die Felder zu gehen. Es darf nicht verschwiegen werden, daß man anfangs auch in der Genossenschaft der Arbeit der Frauen mißtraute. Aber die Frauen bestanden die Prüfung, und bald verlangten sie die Aufstellung von Frauenbrigaden. Diese Frauenbrigaden traten dann mit den Männerbrigaden in den Wettbewerb, und zum erstenmal in der Geschichte des albanischen Volkes wurden neben den Männern auch Frauen mit Orden und Medaillen ausgezeichnet.

Es ging aber nicht alles so leicht und glatt im „Draper e Tsche-

kan“. Die Fertigkeit und die Systematik waren nicht gleich am Anfang da. Die agronomische Wissenschaft und die richtige Arbeitsorganisation wurden ebenfalls nicht von heute auf morgen eingeführt. Durch die fehlende persönliche Verantwortung war es nicht möglich, die Besten festzustellen, und damit kam auch die Gleichmacherei auf. Es gab stürmische Produktionsversammlungen. Die Erfahrungen der sozialistischen Landwirtschaft der Sowjetunion halfen die Aufgaben lösen, die sich im Verlauf des Wachstumsprozesses ergaben. Die persönliche Verantwortung wurde gehoben. Jeder Brigade wurde ein bestimmter Abschnitt zugeteilt, und die in einem Versammlungsbeschuß festgelegte Registrierung der ausgeführten Arbeiten schaffte endlich die Möglichkeit, diejenigen hervorzuheben, für die die Arbeit eine Sache der Ehre und des Heldentums geworden war; und die Führenden rissen die Zurückbleibenden mit.

Früher, das heißt noch vor der Bodenreform, waren die Ernterträge an Getreide niedrig. Für die Bauern von Maminos waren 10 Doppelzentner Weizen pro Hektar ein gutes Ergebnis. Heute ernten sie durchschnittlich 22 Doppelzentner pro Hektar.

Adshi Sefa und Fadyl Uku betrachten es als ihre Aufgabe, die Mitglieder der Genossenschaft zu einer weiteren Erhöhung der Ertragsfähigkeit auf dem gesamten Landkomplex anzuspornen; dabei sollen die Erfahrungen, die auf den Musterparzellen gewonnen wurden, ausgenutzt werden. Die Leiter dieser Genossenschaft haben begriffen, daß ihre Erfolge auf der fortschrittlichen Entwicklung der Landwirtschaft auf dem Weg zum Sozialismus beruhen.

„Wieviel Tagewerke hat ein Genossenschaftsmitglied im Durchschnitt aufzuweisen?“ fragten wir Adshi Sefa.

„Einhundertfünfzig.“

„Wieviel erhält er für ein Tagewerk?“

„Allein an Weizen sechs Kilo.“

„Und welche Einkünfte haben die Genossenschaftsmitglieder noch?“

„Jedes Mitglied der ‚Draper e Tschekan‘ erhält eine bedeutende Geldsumme, die aus dem Erlös anderer landwirtschaftlicher Produkte, wie Gerste, Baumwolle, Erdnüsse und Gemüse, stammen.“

Unserem Leser müssen wir erklären, daß die Genossenschaft erst im Jahre 1947, das heißt nach zwei Mißernten, geschaffen wurde. Im Jahre 1945 wurden fast im ganzen Land die Saaten durch die Dürre vernichtet; 1946 waren sie durch katastrophale Wolkenbrüche weggeschwemmt worden.

„Früher konnten wir die Dürre nicht besiegen“, sagte Fadyl Uku, „weil wir unterdrückt und zersplittert waren und kein eigenes Land besaßen. Wir waren auch machtlos gegen das Regenwasser, das uns nicht nur die Saaten und das Vieh wegschwemmte, sondern auch den Boden — bis aufs Gestein. Jetzt können wir die Dürre durch gemeinsame Anstrengungen besiegen, wobei wir die reichen Erfahrungen der Kolchosbauern der Sowjetunion anwenden werden. Wir kennen sie aus den Büchern und aus den Erzählungen unserer Delegierten, die bei euch waren. Wir werden die vernichtende Kraft der Regengüsse besiegen...“

Die Bauern der Gebirgsgegenden begannen ein Schutzsystem

von Ableitungskanälen und Gräben anzulegen und den Boden durch wechselnde Bepflanzung mit verschiedenen Gräsern und durch Waldanpflanzungen zu festigen.

Dort, wo früher die Konzession „EIA“ war

Unweit von Maminos liegt ein großer staatlicher landwirtschaftlicher Betrieb, der die Bezeichnung „8. November 1941“ trägt. Dieser Betrieb wurde an der Stelle der früheren italienischen landwirtschaftlichen Konzession „EIA“ geschaffen. Ich schreibe absichtlich „an der Stelle“, denn die Italiener dachten am allerwenigsten an die landwirtschaftliche Bedeutung der „EIA“. Das war ein typischer Brückenkopf mit guten Flugplätzen, mit einem Zugang zum Adriatischen Meer, der durch Lagunensümpfe, Inselchen und hohe Dünen gut geschützt war.

Das Territorium dieser Konzession lag nicht zufällig in nächster Nähe des wichtigsten albanischen Hafens, Durësi, am Anfang des alten byzantinischen Verbindungsweges, der Via Egnatia. Die primitiven Schliche der Okkupanten waren leicht zu durchschauen. Von etwas über 5000 Hektar Land wurden nur 600 umgepflügt. Die Konzession ließ keine albanischen Arbeiter auf ihr Territorium. Einige tausend italienische Kolonisten stellten in Wirklichkeit die Garnison dieses wichtigen Brückenkopfes dar.

Die Konzessionäre saugten das fruchtbare Land erbarmungslos aus und rodeten die Wälder, um die Flächen zur Aufnahme von Landtruppen zu erweitern.

Um zur ehemaligen „EIA“ zu kommen, muß man von der Hauptstraße Tirana-Durësi nach rechts abbiegen. Das Hauptverwaltungsgebäude der Konzession wurde auf einem Hügel errichtet, der die ganze Gegend beherrscht. Seiner Lage nach war es ein typischer Befehls- und Beobachtungsstand, der das ganze Tal und die Verbindungswege kontrollieren konnte.

Interessant ist auch noch eine Tatsache, die ebenfalls mit der „landwirtschaftlichen Hilfe“ für Albanien in Verbindung steht. An der Adriatischen Küste, zwischen Durësi und Lushne, wurden amerikanische Schulen angeblich für Techniker und Agronomen eröffnet. In Wirklichkeit waren es Spionage- und Diversantennester des amerikanischen Nachrichtendienstes, günstig an Küstenabschnitten gelegen, die in den Instruktionen für Landtruppen mit „Landstrand“ bezeichnet werden. Nur durch den Sieg der demokratischen Kräfte Albaniens wurden diese Brückenköpfe zerstört und die Okkupanten verjagt.

Nicht umsonst wird das Wort „Albanien“ von ihnen mit einer solchen Wut ausgesprochen.

Von den Schießscharten des Verwaltungsgebäudes der ehemaligen Konzession aus kann man gut die Ergebnisse der schöpferischen Arbeit übersehen, die sich auf diesem den Faschisten abgerungenen Land entfaltet hat.

Demljusch Fatschi, der Direktor dieser Wirtschaft, ist ganze 25 Jahre alt, ein ehemaliger Partisan, Mitglied des Kreisausschusses der Partei der Arbeit. Er hat kluge, strenge Augen, seine Bewegungen sind ruhig und gemessen, will er aber einen Gedanken bekräftigen, so tut er das mit einer impulsiven markanten Handbewegung.

„Wir brauchen nicht Tausende von Arbeitern wie die ehemalige Konzession“, bemerkte Demljusch Fatschi, „obwohl wir viel mehr Land bearbeiten als die Konzessionäre und viel mehr neue Kulturen ziehen, zum Beispiel Baumwolle, Rizinusstauden, Erdnüsse, Kartoffeln und viele Sorten Gemüse. Wir haben insgesamt zweihundertfünfzig Arbeiter, darunter sechzig Frauen, und acht Personen arbeiten in der Verwaltung. In diesem Jahr haben wir einen Durchschnittsertrag von zwanzig Doppelzentnern Weizen pro Hektar erzielt, obwohl im Plan nur fünfzehn vorgesehen waren. Das Wichtigste ist aber für uns, daß wir zu einer vorbildlichen Stätte fortschrittlicher agronomischer Wissenschaft, zum Zentrum einer hochentwickelten Kultur der Bodenbearbeitung werden. Wir versorgen die umliegenden bäuerlichen Wirtschaften und Genossenschaften mit hochwertigem Saatgut. In diesem Jahr haben wir schon fünftausend Doppelzentner Saatgetreide geliefert. Die Bauern besuchen uns, um zu lernen. Wir haben Lehrgänge zur Erhöhung der Qualifikation der Landwirte, der Traktoristen und anderer Arbeiter eingerichtet. Wir bemühen uns, den Arbeitern gute Wohnungen zu geben, und haben zu den bereits vorhandenen Gebäuden noch fünfunddreißig neue Häuser für unsere Arbeiter gebaut. In unseren Speiseräumen können Familien und Ledige billig, für nur fünfzehn Lek, ein Mittagessen bekommen. Auf jede Weise spornen wir zur Erhöhung der Arbeitsproduktivität und zur Verbesserung der Arbeit an und prämiieren Arbeiter und Verwaltungsangestellte, die sich durch ihre Leistungen ausgezeichnet haben. Neben der Feldwirtschaft züchten wir hochleistungsfähige Viehrassen. Zur Zeit besitzen wir hundertdreißig Zuchtkühe und fünftausend Schafe. Wir

haben genügend Traktoren, deshalb reicht unser nicht allzu großer Pferdebestand aus... Man muß wirklich sagen, daß die Arbeitserfahrungen eurer Sowchose uns sehr zustatten kommen. Wenn man mich fragt: „Hast du's schwer?“ dann antworte ich: „Schwer hatten es die Direktoren der ersten Sowchose in der Sowjetunion, ich dagegen habe es jetzt leicht...“

Demljusch Fatschi betonte, „daß die Entwicklung der staatlichen Farmen eine enorme Bedeutung für den allgemeinen Fortschritt der landwirtschaftlichen Ökonomie Albaniens hat. Die staatlichen Farmen wenden als erste die fortschrittliche agronomische Wissenschaft an, züchten als erste brauchbare Getreide- und Gemüsesorten und überzeugen die Bauern anschaulich von den Vorteilen einer fortschrittlichen, mit Maschinen betriebenen Bodenbearbeitung. Diese über das ganze Land verstreuten Betriebe sind die Stützpunkte einer neuen Landwirtschaft.“

Wir hatten Gelegenheit, die staatliche Farm „Fidanischta Krane“ im Süden des Landes zu besichtigen. Das Wurf-Tal am Flusse Bystriza ist fruchtbar. Früher gehörte es einigen Großgrundbesitzern; jetzt ist es den Bauern übergeben worden, in der Mehrzahl sind es Tschamanen — albanische Griechen. Die Staatsfarm „Fidanischta Krane“ nimmt keine große Fläche ein, aber hierher fahren die meisten Praktikanten landwirtschaftlicher Schulen, junge helläugige Burschen, die Agronomen der Zukunft. Auf der Farm werden verbesserte Sorten der Rizinusstaude, von Tomaten, Baumwolle und Obst gezüchtet. Diese kleine, malerische Farm ist wie ein botanischer Garten mit den verschiedensten Arten von Obstbäumen und Gemüsesorten bepflanzt. Sie verfügt auch über eine Baumschule für südliche

Baumkulturen. Wir sahen endlose, unsern Blicken entschwindende Reihen hoher Schößlinge mit dichten Kronen. Hier werden Feigen-, Birnen-, Pflaumen-, Nuß-, Quitten-, Apfel-, Mandel- und Zierbäume herangezogen. Auf dieser Farm können sich die Bauern selbst von den praktischen Möglichkeiten der Massenanpflanzung von Wäldern und Gärten auf Grund unserer Erfahrungen überzeugen. Die Arbeiter der Farm betrachten sich als Mitschurinzüchter, und das Bild des hervorragenden sowjetischen Gelehrten hängt an einem sichtbaren Platz und ist mit einem immergrünen Kranz geschmückt.

In der Baumschule „Fidanischta Krane“ sprach ich mit einem der alten Arbeiter; unser Gespräch wird noch lange in meinem Gedächtnis haften bleiben.

Um zur Baumschule zu gelangen, muß man von der Chaussee abbiegen. Im Schatten junger Walnuß- und Feigenbäume wäre ich hier fast mit einem Mann zusammengestoßen, der einen weißen Fes und einen Gurt um seine Jacke trug. Seinem Aussehen nach war er etwa sechzig Jahre alt. In den Händen des alten Arbeiters sah ich einige Eicheln. Aus der Art, wie er unschlüssig die Eicheln betrachtete und gleichzeitig fragend auf mich blickte, merkte ich, daß er mich etwas fragen wollte, sich aber nicht getraute. Ich grüßte und richtete einige Fragen an ihn. Er antwortete mir bereitwillig, und dann war die Reihe an ihm, zu fragen.

„Ist es wahr, daß in der Sowjetunion nach der Weisung Stalins Wald gepflanzt wird von einem Meer zum anderen?“

Ich erzählte ihm von dem Beschluß der Sowjetregierung über die Schaffung von Schutzwaldstreifen.

„Werden bei euch auch Eichen angepflanzt?“

„Ja.“

„Wissen Sie, daß die Eiche sehr langsam wächst?“

„Ich weiß es.“

„Allein schon deswegen kann man sagen, Genosse, daß Baschkimi Sowjetik (Sowjetunion) ewig bestehen wird“, meinte der Alte überzeugt. „Als ich früher einmal meinem ehemaligen Herrn vorschlug, Eichen zu stecken, da jagte er mich hinaus und befahl, ihn mit solchen Kleinigkeiten nicht zu belästigen. ‚Ich weiß nicht, was morgen mit mir sein wird‘, sagte er, ‚und die anderen wissen es auch nicht. Und du willst mich dazu bringen, daß ich Eichen aus Eichen züchten soll!‘“

Der Alte nahm eine große Eichel von einer Bergeiche in die Finger und fuhr fort:

„Eure Werke sind wie Eichen: Ihr pflanzt sie in den Boden und fürchtet euch nicht vor der Zeit. Und eure Werke wachsen heran wie Eichen. Und ihre Wurzeln sind stark und wachsen nach allen Seiten, und ihr fürchtet weder Sturm noch Gewitter...“

Der Alte nahm von der Eichel das Käppchen ab und sagte jetzt lächelnd:

„Und jede von ihnen sagt euch: Seid gegrüßt!“

Überall, wo wir die ehemaligen Wirtschaften ausländischer Eroberer oder örtlicher Feudalherren, die die nationalen Interessen verraten hatten, kennenlernten, sahen wir, daß sie natürlich niemals Eichen gepflanzt hatten. Jeder von ihnen hatte Angst gehabt vor der Zeit, vor der Zukunft und hatte wie ein Räuber gehaust. So handelt auch der Wolf, der aus einer Herde ein

Schaf reißt und sich gierig vollfrißt, damit er bei Gefahr schnell wieder verschwinden kann.

So wurde der Boden ausgeraubt. Niemand dachte an die Anlage von Bewässerungskanälen. Man fürchtete die Intensivierung der Landwirtschaft, denn hungrige Menschen kann man sich leichter botmäßig machen, ihre Arbeitskraft kann man billiger kaufen. Deshalb trieb man Raubbau am Boden, deshalb bohrte man keine tiefen Bohrlöcher, sondern schöpfte nur das leicht zu erreichende Öl aus dem Boden. Straßen wurden gebaut, aber nicht asphaltiert. Überall buteteten die jeweiligen Herren das Land aus. Möglichst schnell viel zusammenraffen, den Geldbeutel füllen und zur rechten Zeit verschwinden — das war ihre Devise.

Erst die neue Volksmacht begann die ganze Wirtschaft des Landes, die Kultur und die Landwirtschaft grundlegend umzugestalten. An die Macht kamen die rechtmäßigen Herren — für immer und ewig.

Albanien ist in erster Linie ein Agrarland, dessen halb nomadenhafte Weideviehzucht überwiegt. Nach dem Sieg des Volkes hatten die bäuerlichen Züchter bei der Aufzucht von Vieh große Erfolge, sie vergrößerten den Bestand erheblich. Natürlich bestimmt die Quantität noch nicht die Qualität. Das Vieh hier ist klein und wenig leistungsfähig, und die Feinwollschafzucht fehlt fast ganz. Die Verbesserung der Rassen ist eine große, erst-rangige Aufgabe. Die staatlichen Zuchtfarmen sind aufgerufen, die Bedingungen für eine qualitative Verbesserung zu schaffen. Die Regierung und die Partei ergreifen wichtige Maßnahmen zur Lösung dieser unaufschiebbaren Aufgaben.

Wir sprechen von der Viehzucht, aber eine noch wichtigere Aufgabe ist die Entwicklung der Landwirtschaft. Die herrlichen Berglandschaften, die jeden Reisenden entzücken, lassen der Landwirtschaft wenig Raum. Dazu kommt noch, daß die Ebenen an der Meeresküste teils sehr versumpft sind, teils salzhaltige Böden haben.

Wenn in den Bergen jedes kleinste Stückchen Land der Natur abgerungen werden muß und die Hänge oft von spiralförmig eingeschnittenen Terrassenfeldern fast bis zum Gipfel bedeckt sind, so muß man im Tal bei der Erweiterung der Aussaatflächen jedes Stückchen Land den Malariasümpfen entreißen. Auf diesen Feldern werden vor allem Baumwolle und Reis mit viel Erfolg neu angebaut.

Die Volksrepublik hat sich die Aufgabe gestellt, vom Brotgetreideimport unabhängig zu werden: ja, sogar noch mehr! Albanien ist zweifellos imstande, Getreideerzeugnisse auszuführen, und nicht nur Oliven, Wolle oder Tabak. Die Industrie muß jetzt mit Rohstoffen versorgt werden. In Tirana wird ein großes Textilkombinat gebaut, mit einer Kapazität von 20 Millionen Metern Gewebe im Jahr. Das Kombinat soll mit einheimischer Wolle und Baumwolle versorgt werden. Die früheren „Herren“ hatten für die Entwicklung der Baumwollzucht nichts übrig. Textilbetriebe gab es nicht, und in die Städte wurden ausländische Waren eingeführt. Die Menschen auf dem Lande versorgten sich mit handgewebten Stoffen. Die albanische Baumwolle hätte kaum mit der ägyptischen konkurrieren können, und weil der Acker eben keine schnellen Geldeinkünfte gab, warum sollte man sich da noch um das Wohl der Bauern kümmern!

Uns überraschte die Fähigkeit der albanischen Bauern, schnell neue Kulturen einzuführen und sie schätzen zu lernen. Das Verlangen, möglichst schnell zu einem wohlhabenden Leben, zur wirtschaftlichen Selbständigkeit zu kommen, bewegt den Geist und die Muskeln der Menschen. Die durchdachte ökonomische Politik der Regierung lenkt die revolutionäre Energie der Massen in die richtigen Bahnen.

Jeder, der die Landwirtschaft Albaniens kennenlernen will, darf das berühmte Musaki, eine fruchtbare Ebene in den Niederungen der Flüsse Schkumba und Semena, nicht außer acht lassen. Hier gibt es guten Boden, entstanden durch jahrhundertalte Schlammablagerungen und durch angeschwemmte Gebirgserde. In Musaki sieht man Traktoren und den blauen Rauch der Auspuffrohre. Auf den Wegen trifft man zweirädrige Karren, selten dagegen Lasttiere. Maisfelder wechseln ab mit Weizen- und Reisfeldern. An den Wegen hüpfen Sperlingscharen auf der Suche nach Ähren und Getreidekörnern.

Hierher fahren oft Dichter, um Anregungen zu erhalten. Hier hat der begabte Poet Alex Tschatschi, der Autor des Werkes „Mit dir, Stalin!“, ein pathetisches Poem geschrieben, das den ruhmreichen Pionieren der kollektiven Landarbeit gewidmet ist.

Die Entwicklung Musakis wurde früher bewußt unterdrückt. Angeblich wegen Transportschwierigkeiten. Die Einwohner von Musaki zwang man, nur soviel Boden zu bearbeiten, wie für die Befriedigung ihrer eigenen Bedürfnisse notwendig war. Es wurde sogar gesetzlich festgelegt, daß der Überfluß an landwirtschaftlichen Produkten von Musaki nicht ausgeführt werden

durfte. Die benachbarten Gebirgsbauern des Epirus, die Arbeiter der Erdölgebiete oder die Bewohner der albanischen Riviera hungerten oft, während in Musaki die Produkte verfaulten. Es gab keine Transportmöglichkeiten! Es gab keine Wege!

Jetzt wird Musaki zu einer wirklichen Kornkammer Albanien. Die besten agronomischen Kader und Leiter wurden eingesetzt. Man begann Sümpfe systematisch trocken zu legen, Felder zu bewässern, Maschinen einzuführen und Maschinen- und Traktorenstationen einzurichten.

Auf den Straßen ballen sich Staubwolken hinter den tausenden Wagen. Auf den Feldern hört man die Lieder der Bauern. Hier sind die ersten landwirtschaftlichen Genossenschaften entstanden, und auf den Märkten von Kuschine und Fieri findet man nicht selten Verkaufsstände des Genossenschaftshandels.

Musaki hat weite Perspektiven vor sich. Gerade Musaki kann viel aus den Erfahrungen der sowjetischen Landwirtschaft verwerten und alles fruchtbare Land dieser Ebene dem Willen des Menschen unterwerfen, des Menschen, der beschlossen hat, die Natur in seine Hände zu nehmen, sie umzugestalten und von ihr alles zu erhalten, was er braucht. Gerade in Musaki hört man oft die Namen der sowjetischen Umgestalter der Natur, und man sieht die bekannten Bilder Mitschurins, Dokutschajews, Wiljams' und Lyssenkos.

Der schöpferische Optimismus der Nation

In Tirana sahen wir auf einer Ausstellung, die den wirtschaftlichen und kulturellen Beziehungen zur Sowjetunion gewidmet war, eine Karte über die Industrialisierung des Landes, ein anschauliches Lehrmittel und ein Beweis für den schöpferischen Optimismus der Nation. Die Karte zeigt, wie die Zukunft aussehen wird, die sich auf einem realen Volkswirtschaftsplan aufbaut.

Albanien ist reich an wertvollen Bodenschätzen. Seine Lager im Schoß der Erde sind unerschöpflich. Das Land verfügt über Erdöl, Kupfer, Kohle und Chrom. Die billige Energie der Bergflüsse gestattet den Bau von Wasserkraftwerken, ähnlich dem, das bei Selita, in der Nähe der Hauptstadt, gebaut wird.

Die Rohstoffquellen der Landwirtschaft und der Viehzucht ermöglichen es, Textil-, Tabak- und Trikotagenfabriken zu bauen und Seifen-, Leder-, Molkerei- und Konservenfabriken zu planen. Die vorhandenen natürlichen Baumaterialien gestatten die Erweiterung eines Netzes von Steinbrüchen, die Herstellung von Bau- und Dachziegeln und die Planung von Holzverarbeitungswerken.

Die Industrieproduktion Albanien betrug schon 1947 183 Prozent im Vergleich zum letzten Vorkriegsjahr. Zu Beginn des Jahres 1949 betrug die Industrieproduktion 321 Prozent im Vergleich zum Vorkriegsstand. Diese Tatsachen sind ein überzeugender Beweis für die potentiellen Möglichkeiten eines Landes, das den Weg des Sozialismus beschreitet. Mit diesen

Leistungen begann die Republik den Kampf zur Erfüllung des Zweijahrplanes.

Die Entwicklung der Industrie beseitigte für immer die früher herrschende Arbeitslosigkeit. Das Problem des Kadernachwuchses tauchte auf. Ein gesundes, durch den weitgehenden Aufbau der Wirtschaft entstandenes Problem. Woher konnten die Arbeitskräfte kommen? Wo waren die Reservoirs, die die pulsierenden Adern eines gesunden industriellen Organismus füllen konnten? In der ersten Zeit kamen die Arbeitskräfte aus der Stadt, wo alle Menschen, die imstande waren, zu bauen und an Werkbänken und Maschinen zu arbeiten, freigemacht wurden. Ein weiterer Zustrom von Arbeitern kam aus dem Dorf.

Wieder half die fortschrittliche Politik der Partei der Arbeit, die sich auf die Erfahrungen der Sowjetunion stützt. Die Landwirtschaft mußte von ihrer Rückständigkeit, durch die nutzlos riesige Mengen menschlicher Energie vergeudet wurden, zum Fortschritt gelangen. Die maschinelle Bearbeitung des Bodens mußte Arbeitshände freimachen. Je mehr Maschinen- und Traktorenstationen, je mehr moderne landwirtschaftliche Maschinen und Geräte, je höher das Niveau der Agrotechnik, desto mehr Menschen konnte das Land für die Industrie freigeben. Die sozialistische Form der Landwirtschaft gestattet nicht nur die Anwendung von Maschinen, sondern auch die äußerste Ausnutzung ihrer Leistungsfähigkeit. Wir sahen, wie Traktoren die Muskelenergie der Bauern ersetzen; aber im Süden des Landes sahen wir auch die Bauern des Dorfes Wrioni, die von einer gewöhnlichen Dreschmaschine und einer Kornschwinde vorläufig

noch keine Ahnung hatten. Man ließ Pferde im Kreise laufen, deren Hufe die Reisgarben droschen, und der Wind ersetzte die Arbeit der Kornschwinde. Bis zu den Bauern des Dorfes Wrioni war die Technik noch nicht vorgedrungen, und deshalb sahen wir auf einer kleinen Tenne über ein Dutzend Männer arbeiten. Wenn hierher Maschinen kämen, dann könnten diese starken Bauernhände dazu beitragen, daß auf der Perspektivkarte im Haus der Kultur in der Hauptstadt die roten Lämpchen, die die Erfüllung bestimmter Arbeiten anzeigen, früher aufleuchten.

Noch eine fortschrittliche Erscheinung darf man nicht übersehen: die Befreiung der albanischen Frau. Während sie früher, besonders in den mohammedanischen Familien, überhaupt keine sogenannte „Männerarbeit“ verrichten durfte, so finden wir heute nicht nur in der Landwirtschaft, sondern auch in den Reihen der Bestarbeiter der Industrie viele Frauen. In der Textilfabrik in Schkodra arbeiten fast nur Frauen. Die beste Arbeiterin, Sadie Redshepi, hat erst vor zwei Jahren ihren „Pertsche“ (Gesichtsschleier) abgelegt; ebenso wie die Spinnerin Bachri Mani, ein achtzehnjähriges Mädchen, jetzt endlich das Licht eines wahren Lebens erblickt. Neben ihnen arbeitet ein Mädchen aus einer katholischen Familie, Rosa Hilja.

Die sozialistischen Volksbauten, zu deren Errichtung breite Schichten der Stadt- und Landbevölkerung herangezogen werden, sind eine gute Schule, um Menschen zusammenzuführen, die früher künstlich voneinander isoliert wurden. In kollektiver Arbeit, Schulter an Schulter, vorangetrieben durch die gemeinsame Begeisterung, entwickeln die Werktätigen, und besonders die Jugend, in sich die besten Eigenschaften des neuen, des

sozialistischen Menschen. Nach Beendigung des Baues gehen sie wieder auseinander, aber das Band, das ihre Herzen verbindet, zerreißt nicht.

Die Okkupanten versuchten irgendwann einmal, zwischen Tirana und Dursi, die erste Eisenbahnlinie in Albanien zu legen. Da und dort hatten sie die Erde aufgewühlt, dann aber wieder alles zugeschüttet. Mit prahlerischer Sorgfältigkeit zeichneten sie die nichtexistierende Linie auf der Karte ein. Nach der Befreiung des Landes entsandte das Volk Tausende von begeisterten Menschen zum Bau der Eisenbahn. Sie wurde in außerordentlich kurzer Zeit erbaut — eine ausgezeichnete Strecke, mit entsprechendem Bettungskrper für die Eichenschwellen, mit Eisenbetonbrcken, Stationen, Nebengeleisen, Depots und Wrterhuschen. Gleich nach der ersten Linie bauten sie eine neue Strecke in das Industriegebiet; und jetzt wird eine komplizierte Gebirgslinie bis nach Elbasan fertiggestellt. Die Bauarbeiter sprengten Felsen, bohrten Tunnels, durchschnitten Berge und verlegten unermüdlich die graublauen, noch mit Walzzunder bedeckten Schienen.

Wir möchten darauf hinweisen, daß die Mehrzahl dieser Enthusiasten bis dahin noch keine Eisenbahn gesehen hatte und daß bisher ihre einzigen Beförderungsmittel entweder die eigenen Beine oder der Rücken eines Esels oder kleinen Gebirgspferdchens waren. Als die ersten Lokomotiven die Strecke befuhren, wurden sie begeistert gefeiert. Beim Bau der Eisenbahn erkannte das Volk zum ersten Mal seine kollektive Kraft und überzeugte sich davon, daß man mit dem nötigen Willen und im Kollektiv buchstäblich Berge versetzen kann.

Der Eisenbahnverkehr, der erst unlängst aufgenommen wurde, ist schon zur festen Lebensgewohnheit geworden. Selbst die alten Leute halten sich nicht mehr die Ohren zu, wenn sie den „Schrei des Teufels“ — das Pfeifsignal des Zuges — hören. An den Fahrkartenschaltern arbeiten geschäftig die Knipszangen; Bäuerinnen bringen ihre Produkte in die Stadt, andere Menschen befinden sich auf einer Dienstreise.

Die Volksrepublik Albanien hatte seinerzeit den Okkupanten eine große Rechnung vorgelegt. Lag das Land doch buchstäblich in Trümmern. Auf seinem kleinen Territorium von 28700 Quadratkilometern hatten Armeen mit einer Gesamtzahl von rund 300000 Mann gekämpft. Wir aber sahen Albanien nach einer großen Aufbauperiode. Wir durchquerten das Land von Skodra bis Saranda; von der Küste aus, d. h. vom nördlichsten Punkt bis zum südlichsten, haben wir die inneren Gebiete besucht. Bei der Reise durch das Land ist man zuerst erstaunt, denn der erste Eindruck ist: der Krieg hat das Land nicht berührt. Aber das ist nur der erste, oberflächliche Eindruck. Das Land hat viele Wunden erhalten, aber sie waren nicht tödlich, weil ihre Behandlung in die Hände eines guten Arztes — in die Hände des Volkes — gelegt wurde.

Das albanische Erdöl hatte seit langem die imperialistischen Räuber angelockt. Nicht nur die italienischen Kapitalisten saugten sich am albanischen Erdöl fest, auch Engländer und Franzosen gierten danach.

Die albanischen Partisanen erkannten die strategische Bedeutung des Erdöls und setzten mehrere Male die Förderanlagen und

die Erdölleitung Kutschowa-Vlora außer Betrieb. Während der aktiven Kampfhandlungen der Volksbefreiungsarmee hatten die Okkupanten überhaupt keine Möglichkeit mehr, das albanische Erdöl auszunützen.

Die neue Erdölförderung begann gleich nach dem Sieg über das faschistische Deutschland. Die Arbeiter, die in den Partisanenbrigaden gekämpft hatten, kehrten auf die Erdölfelder zurück, und mit ihnen kamen junge Kader. Im Gebiet Kutschowa-Patos begann man sofort mit groß angelegten Bohrungen, um neue Vorkommen zu erforschen. Die Förderung stieg von Monat zu Monat, und es ist bereits mit der Projektierung einer neuen Erdölraffinerie begonnen worden.

Kommt man nach Kutschowa, so erblickt man ein großes Tal, von Hügelketten umsäumt, die im Osten in den Gebirgszug Tomordaga übergehen. In der Mitte erhebt sich malerisch der „heilige“ Berg Tomori. Patos, wo vor relativ kurzer Zeit Erdöl entdeckt wurde, liegt nah am Fuße des Tomori, Kutschowa auf den nächsten Bergterrassen. Die Verkehrsstraße, eingesäumt von hohen Pappeln, führt auf die Erdölfelder.

Wir gerieten in ein Gebiet alter konzessionierter Förderstellen. Dort stehen die Erdöltürme dicht an dicht. Auf den ersten Blick ist das frühere System der Erdölförderung zu erkennen. Die erste erfolgreiche Bohrung, mit der man ein Erdöllager entdeckte, war das Signal für eine eilige Serie von Bohrungen auf der entdeckten Fläche. Es galt, der Erde möglichst schnell ihr schwarzes Blut auszusaugen, es nach Vlora umzupumpen und, so schnell es ging, nach Italien auszuführen.

Dieser Raubbau ist von einer vernünftigen, planvollen Arbeit

abgelöst worden, die einer nutzvollen Erschließung des gesamten Erdölvorkommens dient. Neue Bohrtürme wuchsen im Tal empor. Sie drangen bis ins Vorgebirge und erschlossen neue Vorkommen. Man beginnt jetzt mit Tiefenbohrungen, und es ist zu erwarten, daß künftig in tiefer gelegenen Schichten Vorräte an „leichtem“ Erdöl gefunden werden.

Auf den Erdölfeldern werden nach und nach moderne Fördermethoden eingeführt. Maschinen- und Kompressorenanlagen wurden geschaffen, neue Erdölbehälter aufgestellt und Wohnungen für die Arbeiter gebaut. Im Gebiet von Kutschowa und Patos hat jetzt ein brodelndes Leben begonnen. Das Erdöl zieht viele an, die seine mächtige Kraft schätzen gelernt haben. Hier spricht alles von Erdöl. Die Kinder der Arbeiter atmen schon von Jugend auf seinen Geruch ein und sprechen und träumen davon, einmal berühmte Erdölförderer zu werden. Ihre Väter kommen in ihren durchtränkten Schutzanzügen nach Hause. Überall riecht es nach Erdöl; es ist die Grundlage für das impulsive Leben und das Aufblühen nicht nur dieses Gebietes am „heiligen“ Tomori, sondern der ganzen Wirtschaft des Landes. Von hier aus fließt das schwarze Blut durch die Adern der Industrie, hier beginnen sich die Maschinen zu bewegen, die bestimmt sind, die Landwirtschaft höherzuentwickeln.

Albanien verfügt noch über einen anderen großen Reichtum: es besitzt eines der größten Vorkommen an natürlichem Bitumen. Die Vorräte sind kolossal. Die Straßen der europäischen Hauptstädte sind mit albanischem Bitumen asphaltiert.

Die Förderung der Bitumenvorkommen, die im Staatsplan vorgesehen ist, wird die Straßenverhältnisse in den Städten ver-

bessern, das Verkehrsstraßennetz erweitern und den Export steigern.

Seinerzeit versuchten Titos Pseudospezialisten die Wirtschaft des Landes an sich zu reißen, indem sie den Albanern die Lust am wirtschaftlichen Aufbau und den Glauben an die eigenen Kräfte und an die nationalen Möglichkeiten einer industriellen Entwicklung raubten. Es war eine listige und hinterhältige Idee. In Albanien kann man bis zum heutigen Tag als Erinnerung an diesen Treubruch die zusammengestürzten Überdachungen von Industriegebäuden sehen, die von den Titoisten projektiert worden waren.

Die Titoagenten wollten ihren Willen auch auf den Erdölfeldern diktieren; sie leisteten aber nur Pfuscharbeit und bewiesen damit eindeutig ihre völlige technische Unfähigkeit. Tito wollte Albanien ausbluten lassen. Er beging sogar einen offenen Raub, als er den großen albanischen Dampfer „Borowa“ an sich riß, den Albanien als Reparationsleistung erhalten hatte.

Diese Banditentat beendete eine lange Kette von Treubrücken und verräterischen Handlungen, mit denen Tito die junge demokratische Republik fesseln und sie unter das Messer seiner Herren, der anglo-amerikanischen Imperialisten, liefern wollte.

Wir waren auf einigen Neubauten. Die Errichtung des Textilkombinates in Tirana nimmt einen großen Platz im Zweijahresplan ein. Während des Bauprozesses ging man über die projektierte Kapazität des Kombinats weit hinaus. Auf dieser Arbeitsstätte sahen wir Tausende von Menschen, die nur von dem einen Gedanken besetzt waren, dieses Objekt schneller fertig-

zustellen und die Gewebeproduktion schneller zu beginnen. Die Bauarbeiter werden auch die ersten Arbeiter des Kombinates sein. Bereits jetzt sind Lehrgänge zur Ausbildung der zukünftigen Kader geschaffen worden.

So bildet sich eine junge Arbeiterklasse. Wir können sicher sein, daß die ruhmvollen Traditionen des Volksbefreiungskampfes durch nicht weniger ruhmvolle Traditionen des Kampfes für die Erfüllung der Staatspläne ergänzt werden.

Die Arbeiter der Neubauten und der produzierenden Betriebe studieren wissensdurstig die Produktionserfahrungen der Sowjetunion. Sie dringen tief in das Wesen des Neuerertums ein und beschäftigen sich eifrig mit den praktischen Einzelheiten dieses oder jenes technischen Vorschlages.

In Albanien begegnet man häufig Menschen, die ein rotes, rhombenförmiges Abzeichen auf der linken Brustseite tragen, auf dem ein goldenes „S“ zu sehen ist. Oft sind es zwei oder auch drei „S“. Das sind Albaner, die einmal, zweimal oder auch dreimal mit dem Titel „Sulmus“ — Aktivist — ausgezeichnet worden sind. Diese Menschen sind das feste Rückgrat und der Stolz der jungen Arbeiterklasse Albanien. Die Aktivisten stehen an der Spitze der Wettbewerbe. Sie steigern die Arbeitsproduktivität, man lernt von ihnen, man eifert ihnen nach, man achtet und verehrt sie. Die Zeitungen berichten von ihren Leistungen, und die Regierung zeichnet sie mit Orden und Medaillen aus.

Die mächtigen, trüben Wassermassen des Flusses Matje strömen dahin. Immer höher werden die Berge, ihre steilen Abhänge sind

mit Eichenwäldern bedeckt. An den Felsen kleben die alten Schlösser der Feudalherren.

Aus einer der Schluchten stieg Rauch empor. Wir begegneten Lastwagen, die mit prismenförmigen Barren aus Rohkupfer beladen waren. Unser Chauffeur nickte zum Rauch und zu den Lastwagen hinüber und sagte: „Rubik!“

Nach einigen scharfen Kurven der Asphaltstraße lag Rubik, das Kupferbergwerk, vor uns. Der Schornstein der Kupferschmelze qualmte. Da waren auch die Türme der Grubenschächte. Am Fluß standen zweistöckige Häuser, deren Holzwände weiß gestrichen waren — die Arbeitersiedlung.

Die Konverter (Schmelzbirnen) heulten, und man hörte das rhythmische Geräusch der Kompressoranlage, die die Schächte versorgte. Arbeiter in Nankinganzügen und festem Lederschuhzeug stellten die Gußwagen und Kokillen für den Guß bereit. Es machte uns froh, wieder diese typische Uraler Industrieluft einzusatmen, den Gang des industriellen Lebens zu beobachten und das Rollen der beladenen Güterzüge zu hören.

Wir waren natürlich, wie überall in Albanien, auf eine ehemalige Konzession geraten, die im Krieg zerstört und nach der Nationalisierung wiederaufgebaut worden war. Die Förderung und Bearbeitung des Erzes wird nach modernen Methoden durchgeführt und hat sich bedeutend erhöht. Zum ersten Mal in der Geschichte des Landes erhielten die Arbeiter den Acht-Stunden-Tag, bezahlten Urlaub, Sozialversicherung und ihre Gewerkschaft. Der Arbeitsschutz, eine ständige ärztliche Aufsicht wurde eingeführt, Ambulatorien, Speisesäle, Bibliotheken und Leseräume eingerichtet.

Fast fünfzig Prozent der Arbeiter sind Parteimitglieder. Der Förderplan wird übererfüllt, und die Mitglieder der Partei der Arbeit stehen an der Spitze des Wettbewerbes. Obermeister Lesch Marku, Mitglied der Partei, erhielt Auszeichnungen von der Regierung. Der beste Sulmus, der Maschinist Lesch Prenk Nikola, wurde zum Abgeordneten gewählt und arbeitet jetzt als Vorsitzender des Gemeinderates in Bultschise.

Ähnliche Beispiele, in denen die besten Arbeiter zum Dienst im Staat und in der Partei herangezogen werden, gibt es immer häufiger. Die Arbeiterklasse erzieht zuverlässige Funktionäre, die fähig sind, die politische Aufgabe, das Land dem Sozialismus entgegenzuführen, zu erfüllen.

Wir brauchen nicht davon zu sprechen, wie sehr auch hier die Arbeiter bestrebt sind, sich die fortschrittlichsten industriellen Erfahrungen unserer sowjetischen Heimat anzueignen. Die von der Uniongesellschaft für kulturelle Verbindungen mit dem Ausland organisierte Ausstellung über den Wiederaufbau des Donezbeckens hatte einen Riesenerfolg. Über die Hälfte der Arbeiter sind Mitglieder der Gesellschaft für kulturelle Verbindungen mit der Sowjetunion.

Rubik bietet ein erfreuliches Bild innerer Ordnung und Disziplin. Diese Ordnung zu erreichen war aber nicht leicht. Die Bergwerks- und Fabrikanlagen mußten fast ohne eigene Ingenieure und Techniker wiederhergestellt und in Gang gebracht werden.

„Gibt es bei Ihnen Ingenieure?“ fragten wir den Direktor Dshawid Chatib.

„Nicht einen einzigen“, erwiderte er.

„Und Techniker?“

„Insgesamt zwei, aber wir werden sie haben, wir werden sie haben... Sie werden in der Sowjetunion fertig studieren und dann hierherkommen.“

In Albanien ist alles jung. Arbeiter mit zweijähriger Praxis werden sehr geachtet, und diejenigen, die erst vor kurzem in den Betrieb gekommen sind, gehen zu ihnen, um sich bei ihnen Rat zu holen. Der Eisenbahner zum Beispiel arbeitet etwas mehr als ein Jahr. Das scheint wenig zu sein, aber er arbeitet ja von dem Tage an, seit dem es eine Eisenbahn gibt.

Auch die Literatur ist jung in Albanien, obwohl das erste Buch in albanischer Sprache schon Mitte des 15. Jahrhunderts gedruckt wurde. Die Theater sind ebenfalls jung, und die Schauspieler wachsen und reifen auf dem fruchtbaren Boden der Folklore und der echten Volkstradition.

Am 29. November 1949 feierte die albanische Volksrepublik ihr fünfjähriges Bestehen. Welche kurze Zeit — und wieviel wurde schon geschafft! Und wie konnte das alles erreicht werden? Weil Albanien auf dem richtigen Wege ist, auf dem Weg zum Sozialismus. An der Spitze des albanischen Volkes steht die Partei der Arbeit, die in den acht Jahren ihres Bestehens die schwersten Prüfungen ehrenvoll bestanden hat. Sie hat es vermocht, die Volksmassen so fest um sich zu vereinigen, daß sie bereit waren, im Kampf für die nationale Befreiung auch ihr Leben einzusetzen. Die Partei führte das Volk zum Sieg. Sie hatte die Anforderungen nach der Befreiung nicht verringert und mobilisierte das ganze Land, um die lebenswichtigen Aufgaben zu lösen — die Industrialisierung, die Entwicklung der Landwirtschaft und die Entfaltung der nationalen Kultur.

Das albanische Volk hat jetzt einen großen, selbstlosen Freund: die Sowjetunion. Sie hat Albanien geholfen, die politische und wirtschaftliche Unabhängigkeit eines souveränen, demokratischen Staates zu schaffen. Wir hörten überall begeisterte und dankbare Worte über unsere Heimat.

„Die Sowjetunion hob uns aus dem Staub und stellte uns auf die Beine, sie gab uns die Freiheit und half uns im schwersten Augenblick, als Albanien grausamer Hunger drohte. Die Sowjetunion hilft uns selbstlos und edel. Wir sind der Sowjetunion und dem großen Stalin bis zum letzten Blutstropfen ergeben.“ Diese Worte hörten wir aus dem Munde Enver Hodshas, der die Liebe und das Vertrauen seines Volkes besitzt.

Einen starken Eindruck machten auf uns auch die Worte Jakows, des Sekretärs der Parteiorganisation der Stadt Shkodra.

„Wir wünschen dem großen Stalin, dem Vater und besten Freund des albanischen Volkes, Gesundheit und Glück. Im Namen Stalins kämpften wir gegen unsere Feinde und besiegten sie. Im Namen Stalins erbauen und entwickeln wir unsere Volkswirtschaft in der Friedenszeit. In allen unseren Werken denken wir an ihn, und in seinem Namen werden wir den Sozialismus erreichen. Es gibt keinen größeren und teureren Namen für unser Volk als den Stalins!“

Diese flammenden, herzlichen Worte hörten wir in der Nähe der jugoslawischen Grenze, in der alten albanischen Stadt Shkodra, die einen Ausblick auf die weite Fläche des Skutarisees bietet.

Hier war es angebracht, an das Schicksal der Völker zu denken. Man konnte von hier aus die Gipfel von Montenegro sehen, auf denen bleierne, unbewegliche Wolken lagen. Der unheil drohende

Schatten des blutigen Tito, der das slawische Volk gekreuzigt hat, schien darüber zu schweben.

Und südlich von uns, gereinigt vom frischen Wind, leuchteten golden die Bergmassive der jungen albanischen Republik, die endlich ihre Freiheit und ihr Glück gefunden hat.

Wir dachten lange an die Worte Jakows. Ja, hier ist die Zukunft licht und klar, und die Fackel der Vernunft ist aus guten Händen übernommen worden. Das Unterpfand der Zukunft ist der hohe Glaube an den mächtigen und selbstlosen Freund des albanischen Volkes, die schöpferische Verwertung seiner Erfahrungen; ist die fortschrittliche Entwicklung des Bewußtseins und der Arbeit. Das albanische Volk liebt und stärkt sein gequältes und ausgeblutetes Land, seine junge Volksrepublik.

Literatur und Kunst im neuen Albanien

Bald nach unserer Ankunft in Tirana hatte ich Gelegenheit, eine Theateraufführung und ein Konzert der Laienkünstlerkollektive der Städte Schkodra und Kortscha zu besuchen.

Mich erfreuten besonders die hohe Musikalität der Künstler und die originellen Tänze, die wirklich aus dem Leben und den Traditionen des Volkes stammen und die beweisen, daß die albanische Kunst ihre lebenspendenden Kräfte nicht aus formalistischen und ästhetisierenden Quellen der degenerierten westeuropäischen Kunst schöpft, sondern aus der Schatzkammer der eigenen nationalen Volkskultur.

Das Stück „Die Hochzeit in Schkodra“ ist jugendlich übermütig

und frisch. Unter dem Eindruck dieses Volksstückes, in dem soviel an Unmittelbarkeit, Optimismus, szenischem Einfallsreichtum und bunten Farben der Nationaltracht vorherrschte, wurden die Zuschauer von Stunde zu Stunde lebhafter und begeisterter, und am Schluß bereiteten sie den Künstlern eine stürmische Ovation.

Das Volk betrat zum ersten Mal die Theaterbühne der albanischen Hauptstadt. Ja, das Volk stand auf der Bühne! Die soziale Stellung der Laienkünstlerkollektive war nicht schwer zu erraten. Mit stolz erhobenem Kopf betraten schlichte Menschen — Arbeiter, Bauern und Viehzüchter — die Bühne. Sie verschönten mit ihren Tänzen und Liedern das Stück, dessen Handlung und Personen aus dem Leben genommen und ihnen deshalb nahe und vertraut waren.

Die ersten Keime entstanden auf dem gesunden, reichen Boden der Folklore. Man kann daraus schließen, daß das Volk ungeachtet der jahrhundertelangen Unterdrückung seine eigene Nationalkultur bewahrt hat; und sie wird sich auf dem Weg zum Sozialismus von Tag zu Tag mehr entwickeln und vervollkommen.

Die albanische Dramatik hat schon die ersten und meiner Meinung nach erfolgreichen Schritte getan.

Nehmen wir zum Beispiel das Stück Mitscho Kalamatas „Zweifelhafte Freunde“, das die feindliche Tätigkeit der amerikanischen und englischen Missionen in Tirana enthüllt. Dieses Stück, das auf einem unlängst durchgeführten Wettbewerb gezeigt wurde, fand allgemeine Anerkennung.

Der Schriftsteller Kol Jakowa beendete sein drittes Stück „Aeria“,

das dem Kampf gegen die türkischen Eroberer gewidmet ist. Dieser dramatischen Epoche im Leben des Volkes werden sich die Schriftsteller und Dramatiker Albaniens noch öfter zuwenden. „Aeria“ ist ein Drama voll hoher patriotischer Gefühle und offenbart den Nationalcharakter des albanischen Volkes.

Kol Jakowa hatte vorher eine antifaschistische Komödie, „Das Haus Pen“, geschrieben, in der er die verräterische Tätigkeit der katholischen Geistlichkeit darstellt. Seine zweite Komödie „Ein Krug Milch“ behandelt ebenfalls ein modernes Thema.

Allein die Tatsache ist schon erfreulich, daß die albanischen Schriftsteller die vor ihnen stehenden Aufgaben richtig begreifen und aktuelle Werke schaffen, die eine scharfe Waffe im Kampf an der ideologischen Front sind.

Als Begründer der albanischen Dramatik kann man Sami Frascheri, einen hervorragenden Gelehrten, betrachten, der mit der Zusammenstellung einer Grammatik der albanischen Sprache eine bedeutungsvolle Arbeit geleistet hat. In den achtziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts schrieb er ein populäres Stück über Treue und Freundschaft mit dem Titel „Bessa“. Nach dem Stück „Bessa“ gab es bis in die jüngste Zeit in Albanien kein mehr oder weniger bekanntes Werk der Dramatik.

So erfolgte die eigentliche Geburt der albanischen Dramatik erst nach der Befreiung des Landes von den faschistischen Eroberern, als die Dramatiker die Möglichkeit hatten, ohne Gefahr volksnahe Werke in albanischer Sprache zu schreiben, und die Schauspieler ohne Gefahr in den Theatern, die ihnen heute vom Staat zur Verfügung gestellt werden, spielen konnten.

Die albanische Partei der Arbeit und die Regierung schenken der Entwicklung der Dramatik und der Bühnenkunst große Beachtung. Früher gab es keine einzige Bühne im Land, heute dagegen bestehen außer in Tirana noch Theater in den Städten Durësi, Kortscha, Elbasan, Berat und Fieri. In Shkodra und Kortscha werden Berufensembles gebildet, die aus den besten Künstlern der Laienzirkel ausgewählt werden.

Außer den Werken einheimischer Autoren spielen die Theater auch russische klassische Stücke wie „Die Hochzeit“, „Der Revisor“, „Nicht jeder Tag ist ein Feiertag“ u. a. Von den Werken sowjetischer Dramatiker spielt man „Platon Kretschet“ (Der Chirurg), „Der Überfall“, „Unter den Kastanien von Prag“, „Der Moskauer Charakter“ und „Die Insel des Friedens“.

Als ich in Tirana an einer Probe von A. Sofronows „Moskauer Charakter“ teilnahm, die von dem Regisseur des Moskauer Kleinen Theaters, A. Kritschko, geleitet wurde, befand sich im Saal fast die gesamte Schauspielertruppe. Solche Proben verwandeln sich in eine Art Lehrgang zur Erhöhung der Qualifikation. Die in den Proben nicht beschäftigten Schauspieler verfolgten aufmerksam alle Anweisungen des Regisseurs und machten sich Notizen in ihre Merkbücher.

Albanien hat bereits seine eigenen Regisseure wie Anton Pano, Andreo Malo und Pandi Stilu. Die Regisseure führender Theater, Michal Popi und Pietri Gieka, haben sich bereits gut entwickelt.

Ich habe öfter gehört, daß es notwendig sei, ein Operntheater zu gründen. Ich glaube, daß diese Träume durchaus zu verwirklichen sind. Der Generalsekretär des sowjetischen Komponisten-

verbandes, T. Chrennikow, ein Mitglied unserer Delegation, hat nach eingehender Besichtigung der Musikhochschule die Musikkultur Albaniens sehr hoch eingeschätzt. Vorher hatte er junge Musiker und Sänger kennengelernt und verschiedene Chöre gehört. Wenn man bedenkt, wie sehr sie alle danach streben, aus den reichen Erfahrungen der sowjetischen Musik- und Gesangskultur zu lernen — wir haben es in der Republik selbst beobachtet —, so kann man zuversichtlich glauben, daß sich das albanische Volk in naher Zukunft seine Nationaloper schaffen wird. Denn hier in Albanien geht alles vorwärts.

Wenn man von der Literatur spricht, so muß man die ernste Fürsorge um ihre Entwicklung hervorheben, die ihr das Zentralkomitee der albanischen Partei der Arbeit und Enver Hodsha persönlich entgegenbringen.

Die moderne albanische Literatur entsteht auf dem guten Nährboden des Volksbefreiungskampfes. Aus dem Heroismus der Massen, die gegen die Okkupanten kämpften, schöpften die fortschrittlichen albanischen Schriftsteller, die in der Mehrzahl selbst Teilnehmer dieses Kampfes um die Freiheit waren, ihre ersten Eindrücke.

Gerade im Feuer der Befreiungsbewegung konnte ein Dichter wie Kemal Stafa entstehen. Er war ein ruhmreicher Sohn Albaniens, Mitglied des Zentralkomitees der Partei und der erste Sekretär des Jugendverbandes, ein Volksheld. Er fiel durch die Hände der Faschisten im Jahre 1942.

In den ersten Reihen stand damals auch der revolutionäre Schriftsteller Schewtschet Mussarai. Er erhob als erster in der Literatur leidenschaftliche und enthüllende Anklage gegen die

Verräter seines Volkes, gegen die „Ballisten“, deren Häuptling Midschat Frascheri nach der Zerschlagung seiner konterrevolutionären Banden zusammen mit der englischen Mission nach Italien flüchtete. Das Poem Schewtschet Mussarais „Balli kombetar“ hatte großen Erfolg, und es wird in Albanien kaum ein Mensch zu finden sein, der den Namen seines Autors nicht kennt.

Der selbstlose Dienst der fortschrittlichen Schriftsteller an ihrem Volk, das endlich seine Freiheit gewonnen hatte, war nicht nach dem Geschmack der reaktionär eingestellten Intelligenz. Ein Teil von ihr ist offen in das Lager der Imperialisten übergegangen und tritt im Ausland gegen das eigene Volk auf. Der andere Teil versucht sich im Lande zu tarnen, und da er auf den verfaulten Positionen der bürgerlichen Restauration verharret, schadet auch er dem Volk.

Für die Charakteristik der Menschen, die in das feindliche Lager übergangen, ist die Handlungsweise des Schriftstellers Seifuli Malischowo besonders anschaulich. Er war unter dem Pseudonym „Ljame Kondra“ bekannt geworden.

Malischowo hat eigentlich nicht viel geschrieben. (Ich denke hier an die Periode nach der Befreiung Albaniens.) Seine Poems, die er fortschrittlich frisierte, waren, wie es sich in der Folgezeit erwies, nicht aufrichtig gemeint. Auf dem ersten Kongreß der albanischen Partei der Arbeit trat das wahre Gesicht Seifuli Malischowos zutage, den seinerzeit die Helfershelfer Titos bis in die Führung der Partei hineingeschmuggelt hatten. Malischowo wurde aus der Partei ausgeschlossen. Auch die Schriftsteller schenken ihm kein Vertrauen mehr. Der Schriftstellerverband

wurde nunmehr statt von Malischowo von Schewtschet Mussarai geleitet, der am Volksbefreiungskampf teilgenommen hatte und Abgeordneter und Mitglied des Präsidiums der Volksversammlung war.

Malischowo hatte das Vertrauen des Volkes verloren, das Volk und die Schriftsteller Albaniens wandten sich mit Abscheu von ihm ab.

Ihm war die Möglichkeit gegeben worden, seine Schuld wiedergutzumachen und sich zu bessern. Die Schriftsteller warteten geduldig. Auf der dritten Konferenz der albanischen Schriftsteller jedoch warf er die Maske ab und hielt eine Rede, in der er sich von der schlechtesten Seite zeigte. Dieser Fall war ein Beweis für den fortdauernden Kampf der antipatriotischen feindlichen Kräfte gegen die Kräfte der Demokratie und des Fortschritts.

Die albanischen Schriftsteller entlarvten Seifuli Malischowo und schlossen ihre Reihen noch fester um die Partei der Arbeit. Sie waren bereit zum erbarmungslosen Kampf gegen die Verfechter einer volksfeindlichen Ideologie, bereit, die großen Aufgaben zu lösen, die der Literatur des neuen Albaniens von der Partei gestellt wurden.

Die albanische Literatur, die ihre Existenz mit dem Leben, dem Schaffen und dem Blut ihrer besten Vertreter verteidigt hatte, schritt auf dem richtigen Weg voran.

Außer Schewtschet Mussarai, der jetzt an der Spitze der Schriftstellerorganisation steht, besitzt Albanien die fortschrittlichen Schriftsteller Dimitr Schuteriki, Senni Sako, Jakow Dsodsa, Mark Ndoja, Alex Tschatschi, Fatmir Giasi und Lasar Silitschi.

Sie haben ihre Aufgaben richtig verstanden. Sie packten die Gegenwartsprobleme an, wandten ihre Blicke der heldenhaften Arbeit der Bauern und Arbeiter zu und studierten die große materielle und geistige Vorwärtsentwicklung, die in diesem Lande vor sich ging und die junge Republik in die ersten Reihen der fortschrittlichen demokratischen Länder gestellt hat.

In den Bibliotheken Albaniens kann man die Bücher russischer klassischer und sowjetischer Schriftsteller finden. Sammelbände mit Erzählungen Leo Tolstois und Maxim Gorkis wurden bereits herausgegeben. In die albanische Sprache übersetzt wurden „Neuland unterm Pflug“, „Die junge Garde“, „Die Unbeugsamen“, „Der Kampf um den Frieden“, „Tschapajew“ und „Wie der Stahl gehärtet wurde“. Auch einige Werke Majakowskis wurden übertragen — darunter das Poem „Gut und schön“ — und von A. Twardowski „Wassili Tjorkin“.

Albanien hat bereits gute Übersetzer, die ein großes und nützliches Werk verrichten. Unter ihnen muß man in erster Linie Sotira Zazi, Skandera Luarassi, Bedada Kokona und Andrea Barfi nennen.

Die Qualität der Übersetzungen ist noch nicht völlig befriedigend, weil gewöhnlich nur jene Bücher sowjetischer Schriftsteller herauskommen, die in französischer Sprache erschienen sind. Erst jetzt beginnt man mit den unmittelbaren Übersetzungen aus dem Russischen. Selbstverständlich werden sich die Reihen der Übersetzer mit Nachwuchs auffüllen, und die sowjetische Literatur, die den größten ideellen Gehalt aufweist und die fortschrittlichste der Welt ist, wird dem albanischen Volk schneller nahegebracht werden.

Die besten Vorbilder in der Sowjetliteratur halfen den albanischen Schriftstellern, ihr Schaffen zu vervollkommen und das Leben realistisch widerzuspiegeln. Bemerkenswert ist, daß sich die fortschrittlichen albanischen Schriftsteller mit dem sozialistischen Realismus vertraut gemacht haben. Sie brachen entschieden mit den Traditionen der bürgerlichen Literatur, die eine Abkehr von der Gegenwart predigte, sich der Mystik, dem Symbolismus und der Menschenfeindlichkeit zuwandte, die sich in den Katakomben psychologischer Irrwege verrannte und an die niedrigsten Instinkte des menschlichen Charakters appellierte.

Die Literatur wurde eine scharfe ideologische Waffe des vorwärtsschreitenden Volkes. Wenn bis jetzt auch nur die ersten Schritte getan wurden, so ist die Tendenz des Wachstums und der Vorwärtsbewegung doch offensichtlich. Die schöpferische Entwicklung der albanischen Literatur ist in besonderem Maße erfreulich. Die albanischen Schriftsteller werden auch ihre ersten realistischen Romane schaffen, daran ist nicht zu zweifeln. Die alltägliche heroische Wirklichkeit liefert dazu ausgezeichnetes Material.

Die dritte Konferenz der albanischen Schriftsteller hat die Aufgaben zur Entwicklung der Literatur, die unlösbar mit dem allgemeinen Aufschwung des Landes, mit der Wirtschaft und der Kultur verknüpft sind, vorgezeichnet. Es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß diese Aufgaben schon in kurzer Zeit von den Schriftstellern des neuen demokratischen Albanien gelöst werden.

Im Süden Albanien

In der undurchdringlichen Finsternis einer südlichen Nacht fuhren wir, an Schluchten vorbei, eine schwierige Straße entlang und kamen um 7 Uhr 40 endlich nach Saranda. Die anstrengende Reise von Vlora über Chimara hatte einen ganzen Tag gedauert. Die letzten Kilometer waren wir durch endlose Olivenhaine gefahren. Das Licht unserer Scheinwerfer riß die rauen, gewundenen Stämme der Olivenbäume, Zweige mit reifenden Oliven und die auf den Weiden schlafenden Schafherden aus der Dunkelheit.

Saranda — der südlichste Hafen des Landes. Hier endet eigentlich das Territorium des befreundeten Albanien, und in der Nähe erheben sich die Berge des letzten balkanischen Königreiches, des faschistischen Griechenland.

Wir stehen am Ufer der Bucht. Im Wasser glitzern die Lichter der ringsum liegenden Gebäude. Das Meer ist ganz nah, es plätschert an den Gehsteig des Kais. Man kann sich bücken und eine Handvoll Wasser schöpfen. So nah wie hier ist das Meer wahrscheinlich nur noch in Balaklawa.¹

Auf der anderen Seite der Bucht ragen dunkel die bergigen Inselgruppen von Korfu empor. Von weitem, als wir noch in Chimara, auf halbem Wege nach Saranda, waren, ähnelten sie auf Riffe getriebenen Schiffen, deren Maste der Sturm abgebrochen hat und deren Segel auf Deck liegen. Jetzt also liegt uns Korfu gegenüber. An der uns zugewandten Küste brennen fünf Feuer, und ihr Schein spiegelt sich im Wasser der Bucht.

¹ Kurort auf der Krim.

Hinter einem Berg versteckt liegt Korfu, die Stadt englischer und amerikanischer Luxusvillen und erschütternden Elends der Griechen. Nach Korfu kamen seinerzeit mit vielen Kanonen bestückte Segelschiffe des Schwarzmeergeschwaders unter dem Kommando von Uschakow. Sie blockierten die Insel und nahmen die Stadt ein. Vielleicht kreuzten auch hier in der Bucht von Saranda die Fregatten des berühmten russischen Flottenführers. Vielleicht landeten auch hier die Schaluppen der Schwarzmeer-Matrosen, und eine leichte Brise, wie sie eben jetzt von Italien herüberweht, spielte damals mit den Bändern der Sewastopoler Matrosenmützen.

Als wir aus dem Wagen stiegen, vergaßen wir unsere Müdigkeit. Wir standen und spähten in die Nacht hinaus in schmerzlicher Erinnerung an den Partisanenkampf im Grammosgebirge.

Die ganze Welt hatte damals mit Spannung den heldenhaften Kampf der griechischen Demokraten und Patrioten gegen die monarchofaschistischen Truppen verfolgt. Mit Empörung wurde der Name des blutigen Tito genannt, der die besten Kräfte der griechischen Nation an die Faschisten verricht.

Unsere Gedanken sind nicht nur mit der Vergangenheit beschäftigt, sondern auch mit den jüngsten Ereignissen, als die Heldentaten unseres sowjetischen Volkes die anderen Völker beflügelten.

In einem beleuchteten Schaukasten auf der Straße hing ein Bild des Genossen Stalin, das mit Lorbeerzweigen von der Ionischen Küste geschmückt war. Der Schaukasten veranschaulichte die Freundschaft mit der Sowjetunion. Junge Menschen in weißen Filzmützen blieben davor stehen. Sie sprachen von der Sowjet-

literatur, und sie sahen hier im Schaukasten die Photographien Gorkis, Majakowskis, Scholochows, Fadejews und Nikolai Ostrowskis, der Helden der fortschrittlichen tapferen Jugend. Wir standen und schwiegen. Unser Fahrer, der schwarzäugige Spiro, kam hinter seinem Steuer hervor und zündete sich eine Zigarette an. Auch er schwieg. Spiro war Partisan gewesen, und vielleicht hat er diese Gegend mit dem Gewehr in der Hand und einem Lied auf den Lippen durchschritten...

Eben erst hatte er seinen Chevrolet virtuos über die serpentinreichen Straßen der albanischen Riviera gefahren.

Dann setzte sich Spiro wieder hinter das Steuer und brachte uns durch das Hafenviertel der Stadt zum Gebietskomitee der Partei, zu einem schönen Landhaus unter Magnolien und Lorbeerbäumen. Aleko Tschati, Sekretär der Partei der Arbeit, Spiro Tale, Leiter der landwirtschaftlichen Abteilung des Gebietsausschusses, und Lefter Portali, Sekretär des Volksrates, empfingen uns. Man hatte mit ihnen bereits von Chimara aus telephoniert, und sie erwarteten uns.

Im Gebiet von Saranda besteht die Hälfte der Bevölkerung aus albanischen Griechen, die alle politischen Rechte erhalten haben. Sie besitzen eigene Schulen, haben eine eigene Schrift, eigene Bücher und erhielten auch Land. Ihre besten Söhne — Aleko Tschati, Lefter Portali und Spiro Tale — leiten das Gebiet.

Außer Griechen und Albanern leben hier noch Aromunen, vom Stamm der Tosken, hervorragende Viehzüchter, die mit riesigen Schafherden in den Bergen nomadisieren.

„Ist es schwer, in diesem Gebiet zu arbeiten, in dem so viele Nationalitäten leben?“

„Aber nein, gar nicht!“ antwortete der Sekretär des Gebietskomitees. „Wir kennen die Stalinsche Nationalitätenpolitik.“

Während einer anderen Unterhaltung wurde auch hier das gesagt, was wir in Korea von den nach Phoengjang gekommenen Delegierten des demokratischen China gehört haben.

„Ihr hattet es schwer, ihr Sowjetmenschen! Ihr seid auf einem Dornenpfad, manchmal sogar am Rande eines Abgrunds geschritten; aber wir haben es leicht. Die Sowjetunion, ihre Bürger, ebneten uns durch ihre Arbeit und ihre Heldentaten den Weg zum Glück. Nicht nur ihrem eigenen Volk, sondern auch den anderen Völkern. Ihr habt uns mit euren Erfahrungen und Kenntnissen ausgerüstet.“

Das Saranda, wie wir es heute kennen, ist nach dem ersten Weltkrieg gebaut worden. Der alte Hafen am Ufer der wunderschönen Bucht wurde Ausgangspunkt des Baus moderner Gebäude. Der Felsenkette, die wie eine Festungsmauer über die Stadt hinausragt, fehlt jede Vegetation. Die Wälder, die schon zur Zeit des alten Rom und Byzanz gerodet wurden, sind nicht aufgeforstet worden, obwohl die Schößlinge der Palmen und Magnolien, des schwarzen Pfefferbaums, der Bananen und der Lorbeerbäume sehr schnell wachsen. Jetzt trifft der Staat Maßnahmen, um die Berge in der Umgegend der Stadt zu bepflanzen.

Wie ich bereits erwähnte, hatte Mussolini Saranda seiner Tochter, der Frau des blutdürstigen Ciano, geschenkt. Saranda wurde — zu „Ehren der neuen Herrin der Stadt“ — „Edda“ genannt. Aber die albanische Volksbefreiungsarmee schlug die italienischen Gebirgsdivisionen und auch die Hitlertruppen, die nach

der Kapitulation Italiens nach Albanien gekommen waren. Saranda wurde zusammen mit anderen albanischen Städten befreit und erhielt seinen guten alten Namen wieder.

Die Engländer, die Griechenland besetzt hatten, landeten in Saranda Truppen. Niemand hatte sie gebeten, hierher zu kommen, auch hatte niemand von ihnen Hilfe verlangt. Sie hatten ganz einfach beschlossen, von Saranda aus die Okkupation des Landes zu beginnen, obwohl die Faschisten bereits verjagt waren und unter den Schlägen der albanischen Volksarmee weiter nach Norden flüchteten. Der Oberkommandierende der albanischen Volksarmee, Enver Hodsha, forderte die Engländer auf, die Stadt zu räumen; sie ignorierten jedoch diese Forderung. Daraufhin wurden albanische Truppen an die Stadt herangezogen und den Engländern kategorisch ein Ultimatum gestellt — worauf sie Saranda verließen.

Am frühen Morgen fuhren wir auf einem Motorschoner über die Bucht. Die Stadt lag vor uns in der rosigen Blüte des schwarzen Pfefferbaumes. Über den östlichen Häuservierteln erhob sich der graue Kamm des Gebirges. Und eben jetzt übergoß die Sonne die ganze Bucht mit ihrem Licht. Möwen tauchten auf. Die Stadt war plötzlich mit den scharfen geometrischen Figuren der Häuserschatten bedeckt, und die der Sonne zugewandten Wände leuchteten in blendenden, cremefarbenen Tönen auf. Das und der golden funkelnde Spiegel des grünlichen Wassers ergaben ein herrliches Bild.

Aleko Tschoti beugte sich über die Reling, blickte ins Wasser und sagte:

„Ein italienisches Schiff! Wir fahren jetzt darüber hinweg.“

Das im Kriege versenkte italienische Schiff lag auf dem Grund der Bucht. Die Maste, die Schornsteine und die mit Wasserpflanzen bewachsenen Deckaufbauten waren deutlich zu erkennen. Da irgendwo unter uns war das Leben der explodierten Maschinen und der mit in die Tiefe gerissenen Matrosen für immer verstummt.

Unser Schoner fuhr noch einmal über das versunkene Schiff. Die Schaumspur des von der Schiffsschraube aufgewirbelten Kielwassers lief langsam auseinander und verlor sich in der ruhigen Sarandabucht.

Wir verließen die Stadt und fuhren zu der landwirtschaftlichen Genossenschaft, die den Namen des bekannten Partisanen und Parteimitgliedes Lefter Tale trägt, der in den Kämpfen am 24. November 1944 gefallen ist.

Das Land der Genossenschaft befindet sich im Tal des Flusses Bystriza.¹ Es scheint, als ob dieser Fluß seinen Namen rechtfertigen wolle, so eilig jagt er über knirschendes Geröll und mit gurgelnden Wasserstrudeln dem Jonischen Meer entgegen. Er spült von den Bergen die fruchtbare Erde hinunter, lagert sie im Tal ab und zieht rauschend am Fuß der Hügel vorbei. In jahrhundertelanger Arbeit schuf die Bystriza das Wuk-Tal, ein Tal der Fruchtbarkeit, in dem sich die Felder der Genossenschaft „Lefter Tale“ erstrecken.

Das Dorf Chader-Aga, in dem die Mitglieder der Genossenschaft leben, liegt auf einem Berg. Über niedrige Hügel, die mit spärlichem Gebüsch und Bergzwiebeln bewachsen sind, führt unser Weg, an einem Olivenhain vorbei, dorthin, und schließ-

¹ Die Schnelle, Eilige.

lich stehen wir auf einem Reisfeld. Frauen sind bei der Ernte. Sie tragen schwarze Pluderhosen, von einem schwarzen, breiten Ledergürtel gehalten, und weiße Blusen mit langen Ärmeln, die an der Handwurzel in Manschetten aus weichem Leder enden. Fast jede von ihnen hat um den Hals ein Filigranhalsband aus Silber. Auch der Gürtel und die Manschetten sind mit Silber verziert. Die Gürtel, die die schlanken Taillen der schwarzäugigen Gebirgsbewohnerinnen umschlingen, passen gut zu den weißen Blusen und den breiten Pluderhosen, die auf Lederschuhe niederfallen.

Die in Quadrate eingeteilten Reisfelder sind noch nicht trocken. Wir müssen an den Rändern der Gräben gehen, die das Wasser aus einem Bewässerungskanal auf die Felder leiten.

Flink arbeiten die Mädchen mit ihren Sicheln und singen dazu Lieder. Wir gehen zu ihnen und begrüßen sie. Die Mitglieder des Bezirkskomitees der Partei, die uns begleiten, nehmen inzwischen die Sicheln der Mädchen und verrichten geschickt und schnell deren Arbeit. Vor gar nicht langer Zeit waren sie noch Bauern gewesen, und diese Arbeit bereitet ihnen sichtliches Vergnügen. Zum ersten Mal in der Geschichte Albanien kamen die Vertreter der Behörden zu den Bauern, ja sogar zu den Bäuerinnen, als Gleiche zu Gleichen, reichten ihnen die Hand und teilten mit ihnen die Arbeit.

Auch alte Frauen waren da. Eine von ihnen, Marina Tale, war 74 Jahre alt.

Marina Tale sang zusammen mit den anderen. Sie kannte nicht nur die alten Lieder, sondern auch neue, die die Mädchen der Jugendgruppen „eingeführt“ hatten. Die Albaner sind ein

musikalisches, sangesfreudiges Volk. Bei erster Bekanntschaft scheinen die Motive ihrer Lieder eintönig zu sein, wenn man aber genauer hinhört und in die Melodie eindringt, entdeckt man einen großen Reichtum an Nuancen.

Die Frauen sangen ein Lied, das Lefter Tale gewidmet war. Es ist erfüllt von Trauer um den gefallenen Helden, aber auch von lebensfrohem Optimismus, weil das Werk, für das er gekämpft hat, lebt. Die letzte Strophe des Liedes ist eine Aufforderung, ewig an die Taten solcher Helden wie Lefter Tale zu denken, und verspricht feierlich, dem Werk zu dienen, das die Patrioten mit ihrem Blut errungen haben.

Das zweite Lied war dem Matrosen und Patrioten Spiro Kote gewidmet. Er führte die Matrosen auf einem Schiff, das die Faschisten rauben wollten, zum Aufstand und brachte das Schiff in die albanische Bucht zurück.

Zum Schluß sangen uns die Bäuerinnen ein Lied, das gegen die Monarcho-Faschisten des Diktators Zervas gerichtet war. Ein unvergeßliches Erlebnis! Vor dem Hintergrund hoher Berge, hinter denen das versklavte Griechenland liegt, stand eine große Gruppe freier albanischer Frauen und sang dieses Lied. Es sangen auch junge und alte Griechinnen mit, die das Recht erhalten hatten, auf freiem albanischem Boden zu arbeiten.

Zervas hält seine Soldaten gegen uns bereit.

Worauf warten wir denn!

Zervas will uns einschüchtern.

Worauf warten wir denn!

Zervas hat wohl vergessen,

daß auch wir jetzt Kanonen haben?

Zervas soll wissen,

daß wir auch eine Armee haben!

Sie versteht zu kämpfen

und den Feind zu schlagen!

Zervas denkt daran, uns wieder in Sklaverei zu stürzen.

Vergeblich denkt er so, Zervas.

Irrtum, wenn er denkt, daß Achmed Zogu

das goldene Albanien geschaffen hat.

Das goldene Albanien schufen wir!

Und wir werden es niemand überlassen!

Wir haben einen Führer, der vom Volke gewählt ist —

es ist der Held Enver Hodsha.

Er ist der Führer, den das Volk auch dieses Ortes wählte,

in dem wir frei unsere Lieder singen.

Enver hält Freundschaft mit einem großen Menschen,

und der wird ihm immer helfen.

Wir können seinen Namen nennen:

Es ist Stalin, unser Beschützer, Lehrer und Führer.

Kann den Zervas, dieser Schuft, eine solche Kraft

Mag er zu uns Land holen kommen. [bezwingen?

Wir finden für ihn Erde: unter unseren Füßen.

Mag Zervas den Zorn des Volkes fürchten —

der Zorn wird ihn vernichten!

Das war der Sinn dieses Liedes, das wir auf dem Reisfeld der Genossenschaft „Lefter Tale“ hörten. Wie ein Schwur hatte es geklungen. Garufo Kalivieti sang es und Wassila Schumbuli, das siebzehnjährige Mädchen aus einer Partisanenfamilie, und

Walde Fita, die sechzehn Jahre alt war, und Alexo Nascho, ein Mädchen mit glühenden, schwarzen Augen, deren Arbeit auf dem Felde ein Musterbeispiel war . . . Hier hörten wir aufs neue aus dem Munde der Menschen den Namen des großen Mannes, der sie zu den besten Taten und den kühnsten Träumen begeistert.

Der Vater Lefters war Mitscho Tale. Wir gingen zu ihm ins Haus.

„Sagt Stalin“ — so sprach Mitscho Tale —, „daß es mir vergönnt ist, fast achtzig Jahre lang zu leben, um die ganze Wahrheit über ihn zu hören, um endlich nach langen qualvollen Jahrzehnten das Glück zu erleben, Herr meines Lebens zu sein und ohne Furcht und Leid auf befreitem Land arbeiten zu können.“

In das Haus des alten Mitscho Tale kamen seine alten Freunde Wandel Tale und Wandel Kitsche. Sie waren noch nie mit Sowjetmenschen zusammengekommen. Zwar verbreitete sich in dem Dorf einmal das Gerücht, daß ein Sowjetmensch durch das Wuk-Tal gefahren sei und auf der Chaussee gegenüber Chader-Aga haltgemacht hätte. Jemand hatte gesagt, daß er einen Menschen aus „Baschkimi Sowjetik“ gesehen habe, so was wie einen Agronomen oder Ingenieur für die Anlage von Bewässerungskanälen.

Mitscho Tale sagte in seiner Rede, die er an uns, die Gäste aus der Sowjetunion, richtete, folgendes:

„Einen guten Menschen kann man auch verehren, wenn er in der Ferne weilt, wenn man nur seine Taten kennt. Wir lernen aus den Erfahrungen der sowjetischen Bauern. Wir haben aber erst begonnen . . . Es war schwer für uns, als jeder für sich auf

den Feldern arbeitete, und wir vereinigten uns zu einer Genossenschaft; wir haben alle gemeinsam beschlossen, ihr den Namen „Lefter“ zu geben, den Namen meines ältesten, im Kampf gefallenen Sohnes. Als man sagte, man wolle die Genossenschaft nach meinem Sohn benennen, weinte ich. Aber dann kehrte die Freude zu mir zurück. Von der ersten Weizen-ernte — wir haben den Weizen dort hinter dem Berg gesät — wählte ich die größten Ähren aus und rahmte damit das Bild meines Sohnes ein. Sehen Sie, dort an der Wand neben dem Herd? Lefter ist mit Weizenähren umkränzt, die auf freier Erde gewachsen sind. Sein Blut ist nicht umsonst geflossen. Und wenn man mich jetzt nach meinem Sohne fragt, dann sage ich: Er lebt. Lefter ist überall, er ist mit uns, er ist auf den Feldern, auf denen ihr wart, in der Wärme unserer Öfen, im Lachen unserer Kinder dort draußen und in unseren Liedern . . . Ohne die Sowjetunion, ohne Stalin wäre das Blut meines Sohnes umsonst geflossen. Bleibt gesund, ihr Sowjetmenschen, unsere Gäste. Möge euer Alter schön sein. Möge Genosse Stalin so lange leben wie die Berge!“ Mitscho Tales Gesicht strahlte Glück und Zufriedenheit aus.

Frauen brachten uns in Schüsseln Hammelbraten. Eine von ihnen war die Frau von Mitscho Tale, die Mutter Lefters. Sie trug ein Trauergewand. Als sie die Schüssel auf den Tisch gestellt hatte, begrüßte sie uns durch ein Neigen des Kopfes und wollte sich wieder entfernen. Mitscho Tale bat jedoch, sie möge neben ihm Platz nehmen. Niemand empört jetzt der Verstoß gegen die frühere Sitte, nach der eine Frau mit einem Mann nicht an einem Tisch sitzen durfte. Die alte Frau erzählte uns

viel über das neue Leben. Als sie uns dies oder jenes von ihrem jetzigen Dasein berichtete, leuchteten ihre Augen.

Sie wollte ihre Freude auch nicht verbergen. Außer Lefter hat sie noch drei Söhne. Früher hätte sie, die Kinder von Kleinbauern, ein grausames Schicksal erwartet. Und jetzt? Sie haben gut gekämpft, sogar Enver Hodsha kennt sie.

„Einen meiner Söhne haben auch Sie gesehen“, sagte die Mutter. „Er arbeitet im Bezirkskomitee in Saranda. Mein zweiter Sohn studiert in Tirana, und der dritte, Donat Tale, arbeitet im Ministerium für Industrie.“

Konnte sich vielleicht früher einmal das Dorf Chader-Aga, das verloren in den Grenzgebirgen liegt, auch nur eines ähnlichen Falles in einer einfachen Bauernfamilie rühmen?

Die Genossenschaftsmitglieder interessierten sich für die Arbeit unserer Kolchose.

„Wird bei euch Reis angebaut?“ fragte man uns.

„Ja!“

„Und können Sie uns einen Kolchos nennen, wo Reis angebaut wird?“

„In vielen Kolchosen wird bei uns Reis angebaut, und sie haben schon große Erfolge erzielt. Viele Kolchosbauern sind mit Orden und Medaillen ausgezeichnet worden. Unter den Helden der sozialistischen Arbeit haben wir auch koreanische Kolchosbauern, die hohe Ernteerträge erzielt haben.“

Ich nannte ihnen einen mir bekannten Kolchos, in dem mit Erfolg Reis angebaut wird. Es war der „Stalin-Kolchos“ der Staniza Iwanowo im Krasnodarsker Gebiet. Der Stalin-Kolchos ist Millionär. Er besitzt eine große Wirtschaft und hat sich un-

längst in dem Kurort Gorjatschi Kljutsch ein eigenes Sanatorium gebaut.

Der Bericht über den Stalin-Kolchos interessierte die Mitglieder der Genossenschaft „Lefter“ sehr.

„Können wir die Bauern dieses Stalin-Kolchoses nicht näher kennenlernen?“ fragte man uns. „Wir möchten mit ihnen freundschaftliche Briefe wechseln, und sie könnten uns ihre Erfahrungensichten und neuen Methoden des Anbaus, der Bodenbearbeitung und -pflege mitteilen.“

Wir versprachen, ihnen zu helfen.

„Das wäre sehr gut“, erklärten die Albaner froh. „Es ist ein großes Glück, von den sowjetischen Kolchosbauern Nachricht zu bekommen.“

„Unsere Kolchosbauern werden euch ganz bestimmt schreiben“, versprachen wir. „Wenn die Kolchosbauern vom Kuban von dem Leben der Bauern im Süden Albanians erfahren, werden sie euch ihre reichen Kenntnisse aus der Landwirtschaft mitteilen.“

Die Mädchen sangen uns zum Abschied das Lied von der Stadt Moskau. Lange noch winkten sie hinter den Anpflanzungen mit ihren braungebrannten und mit silbernen Armbändern geschmückten Händen den letzten Abschiedsgruß.

Zu Fuß kehrten wir zur Chaussee zurück. Auf dem Wege dorthin besuchten wir eine Bauernschule, die unlängst auf einem Hügel an der Straße errichtet worden war. Die Kinder empfingen uns mit Freundschaftsrufen auf Stalin. Die Bänke und der Fußboden waren noch nicht gestrichen, denn die Schule war gerade erst eröffnet worden. Aber die Kinder lernten in ihrer Heimat-

sprache auf Papier schreiben, das ihnen aus der Sowjetunion geschickt wurde.

„Sta-lin! Sta-lin!“ riefen sie begeistert.

Begleitet von den Kinderrufen warfen wir zum Abschied einen Blick auf das Dorf Chader-Aga zurück, das seine Häuser malerisch auf den Bergen ausbreitet, und fuhren dann in das Tal, wo die Bystriza fließt. Wieder sahen wir ihren stürmischen Lauf, hörten die rollenden Steine und blickten über die fruchtbaren Felder, die für immer in die Hände der Bauern gegeben worden waren.

Saranda mit dem smaragdnen Wasser des Ionischen Meeres blieb hinter uns zurück. Vor uns erhoben sich die Berge des albanischen Epirus. Wir fuhren weiter nach Ginokasträ und Tepeleni...

Mit seinem Namen

Längst ist die unerträgliche Sommerhitze gewichen. Der albanische Herbst brachte Kühle mit. Man kann jetzt die Fenster öffnen, und dann weht der frische Wind von den Gipfeln des waldigen Daiti herein. Auf die vom Wasser ausgewaschenen Pflastersteine fallen die Schatten der Magnolien und Himalajakiefern, die am Rande der Hauptstraßen wachsen. Die Stadt ist erfüllt von dem Lärm der Passanten und der Händler und dem Klappern der kleinen Hufe der Lasttiere...

Der verwundete albanische Grenzsoldat Ali Ajasy trat ans Fenster. An den Scheiben haftete noch Ruß von den Erdöl-

fackeln, die am Abend zuvor anlässlich einer Demonstration für die Verteidigung des Friedens singend durch die Stadt getragen worden waren. Man hatte albanische Partisanenlieder, Lieder von Moskau und Stalin gesungen.

Ali Ajasy war im Zentralen Militärhospital in Tirana, um zu genesen. Man hatte ihm sein verwundetes Bein amputiert. Nach der Operation wollte ihn der Chirurg trösten — es ist schwer, mit zwanzig Jahren ein Bein zu verlieren.

„Ich habe mein Bein verloren, aber nicht mein Land“, hatte Ali Ajasy gesagt. „Wenn ich ein Sowjetsoldat wäre, was hätte mir Tschok (Genosse) Stalin gesagt?“

„Er hätte dir gesagt: Dank für deine gute Pflichterfüllung, Ali“, war die Antwort des Chirurgen gewesen.

In dem Hospital lagen Soldaten und Offiziere, die in den Kämpfen gegen die griechischen Monarcho-Faschisten verwundet worden waren. Im Nachbarbett lag der Kapitän der Grenztruppen Dshuma Pojany, ehemaliger Kompanieführer der Vierten Partisanen-Stoßbrigade. Das Bataillon Dshuma Pojany hatte bis zum Anmarsch der Armee reserven geschickt und heldenhaft eine Brigade der königlichen Truppen aufgehalten, ungeachtet des Trommelfeuers der amerikanischen „Thompsons“ und der Luftangriffe der Spitfires.

„Die Hauptsache ist“, sagte der Kapitän, „daß die jungen Kämpfer der Volksarmee die Feuerprobe bestanden haben. Für den Soldaten ist doch das Kampffeld die ernsteste Prüfung. Sie haben wahrscheinlich davon gehört, wie der Obersergeant Sjul Gani, der seine Abteilung zum selbstlosen Heldenmut erzog, die Höhe neununddreißig verteidigt hat? Sie können sich vorstellen,

wie tapfer Ali Ajasy kämpfte. Wenn ihn Stalin gesehen hätte, würde er gesagt haben: Prachtkerl, so kämpften die Sowjetsoldaten bei Sewastopol und Stalingrad!“

Mit den tapferen Sowjetsoldaten verglichen zu werden ist für sie die größte Ehre. Deshalb hören die albanischen Soldaten mit so großer Begeisterung die Berichte über die Taten unserer sowjetischen Helden, und es gibt kein größeres Lob für den Albaner, als wenn man ihm sagt: „Du gleichst einem Stalinischen Kämpfer.“

In dem Krankenzimmer saßen Kapitän Dshuma Pojany und der Soldat Ali Ajasy am Tisch. Die übrigen Verwundeten lagen in ihren Betten und lauschten unserem Gespräch.

An der Wand, neben den geöffneten Fenstern, hingen die Bilder Stalins und Enver Hodshas. Auf dem Tisch lagen sowjetische Zeitschriften und Bücher, die ins Albanische übersetzt worden waren. Ich fühlte die unsichtbaren Fäden, die mich mit diesen verwundeten Kämpfern verbanden, die Fäden geistiger, oder einfacher gesagt, menschlicher Verbundenheit. Die Soldaten und Offiziere dieses Zimmers haben für ihre Heimat, für ihr Vaterland gekämpft, das sie den gefräßigen imperialistischen Räubern entrissen. Eine Heimat, die viel Qualen erduldet hat und von den hohen Ideen Lenins und Stalins besetzt wurde. Ein Land, das getränkt ist mit dem Blut seiner besten Söhne.

Wie sollte dieses Land unserem Herzen nicht nahestehen?

„Ich habe mich mit dem Feind geschlagen und habe mir Mühe gegeben, so zu sein wie eure Soldaten“, sagte Ali Ajasy mit bewegter Stimme. „Ich habe für die Ehre meiner Heimat, meines Heimatdorfes und für die Ehre meiner Familie gekämpft!“

Heute noch sehe ich die lebensvolle Gestalt dieses albanischen Kämpfers vor mir. Alles, was er sagte, kam aus tiefster Seele. Er war zu erregt, um zusammenhängende Worte zu wählen, und ich bedauerte sehr, daß ich die albanische Sprache nicht verstand. Der Dolmetscher versuchte den unausgeglichene Verlauf seiner lebhaften und stürmischen Rede zu glätten. Die anderen Verwundeten, die sich in ihren Betten auf die Ellenbogen gestützt hatten, hörten aufmerksam zu. Oft wanderten ihre Blicke zu dem Bild des großen Menschen, dessen kluge, durchdringende und gleichzeitig väterlich gute Augen zu ihnen heruntersahen. Wer ist Ali Ajasy? Mit achtzehn Jahren wurde Ali zur Armee einberufen. Sein Vater war während der Herrschaft der italienischen Okkupanten nach dem Gesetz der „Dshjakmari“ — der Blutrache — ermordet worden. Die italienischen Faschisten hatten das wilde mittelalterliche Gesetz der Sippenrache wieder entfacht, um das verklavte Volk zu zersplittern. Das war die bewußte Fortsetzung der Politik der Feudalfürsten — der Beiraktern —, die eine Familie auf die andere, ein Geschlecht auf das andere, einen Menschen auf den anderen hetzten, damit sie leichter herrschen und regieren konnten.

Die Mutter Alis, die alte Mide Ajasy, die ihren Sohn in die Volksarmee gab, trennte sich zum ersten Male für eine lange Zeit von ihm. Ihr Sohn war ein Hirt, hatte gelernt, die besten Weiden zu finden und trockenen Flußbetten zu mißtrauen — die Bergflüsse sind unzuverlässig; er kannte auch die heimtückischen Gesetze der Bergstürze und des Steinschlages. Ali stieg nie in die Ebenen hinab. Durch das Klettern in den Felsen und durch die ständige Bewegung bei den Schafherden stärkten

sich die Muskeln seiner Beine und Arme. Sein gut entwickelter Körper würde ihm als Soldat zustatten kommen, und die Kenntnisse würden ihm seine Kommandeure beibringen. Früher war die Welt für die alte Mide schlecht eingerichtet und voll von feindlichen Kräften gewesen; davor konnte sie nicht einmal die steinerne Kula retten — eine Hausfestung, die mit schießschartenähnlichen Fenstern versehen ist, um Angriffe abzuwehren. So wurde bei den Bergbewohnern, den Malsoren, gebaut. Der alten Frau öffnete sich die Welt erst in ihrer Schönheit, als die Volksrepublik errichtet war, als die Fahnen des Königs und Sklavenhändlers Ahmed Zogu versanken und die roten Fahnen hochgezogen wurden, als Shkiperia — das Land der Adler — sein Staatswappen nicht mehr mit der Krone, sondern mit einem Stern schmückte, dem Emblem des Befreiers — der Sowjetunion.

Jetzt fürchtet die alte Mide ihre Nachbarn nicht mehr. Sie erschrak auch nicht, als der Gemeinderat von Ljura ihr mitteilte, daß Enver Hodsha den jungen Ali zur Armee einberufen hatte und daß die Republik ihrem Sohn die Waffen anvertraute.

Mide begleitete voll Stolz ihren Sohn, der zusammen mit anderen Rekruten das Dorf verließ. Hinter dem Gebirgsdorf Reja, in dem seit jeher das Geschlecht der Ajasys lebte, blieb sie stehen und legte ihre Hand auf das Herz ihres Sohnes und sah ihn an.

„Mögest du weder mir noch deinem Nachbarn, noch deinem toten Vater Schande bereiten“, sagte sie. „Dicke in Ehren deiner Heimat, dem Volk, dem Dorf und der Familie!“

Als Ali Ajasy von seiner Mutter erzählte, verstummte er plötz-

lich und nagte an den Lippen. Die Erinnerungen erfüllten seine Seele, und es war für ihn schwer, sich zu beherrschen.

„Er liebt seine Mutter sehr“, sagte der Dolmetscher entschuldigend.

Ali Ajasy unterdrückte seine Erregung; er lächelte dann offen wie ein Kind, beugte sich zu dem Dolmetscher hinab und sprach schnell auf ihn ein, wobei er mich hin und wieder ansah. Der Dolmetscher antwortete ihm streng und forderte Ali dann auf, davon zu berichten, wie er sich mit dem Feind geschlagen hatte.

„Und was hat er Sie gefragt?“ wollte ich neugierig wissen, denn ich hatte bemerkt, daß einige seiner Fragen bei der Übersetzung abgelehnt wurden — aus Bescheidenheit, die den Albanern eigen ist.

„Seine Worte gehören nicht zur Sache“, erklärte der Offiziersdolmetscher ablenkend. „Er hat nur so gefragt, und jetzt will er von den Kämpfen erzählen...“

„Und trotzdem, was hat Genosse Ali gefragt?“

„Sehen Sie, er wollte folgendes wissen: Sollte wirklich über seine Mutter in den sowjetischen Zeitungen geschrieben werden, und nicht einfach nur geschrieben, sondern auch ihr Name genannt werden? Sollte es möglich sein, denkt Ali, daß sogar Genosse Stalin die Zeitung in die Hand nehmen und dann den Namen seiner Mutter Mide Ajasy sehen würde? Ali Ajasy ist ein einfacher Mensch, ein einfacher albanischer Soldat, und er kann nicht an ein solches Glück glauben. Und wenn es so wäre, würde er es seiner Mutter erzählen; das wäre dann für sie die größte Auszeichnung für alles... Dann würde es ihr nicht mehr so weh tun, daran zu denken, daß ihr Sohn einmal zwei Beine

gehabt hat und jede Eiche ersteigen und jeden Felsen erklettern konnte... Sehen Sie, dieses Gespräch gehört nicht zur Sache" — der Dolmetscher runzelte die Stirn —, „man muß ihm verzeihen: er war lange verwundet, hat viel durchgemacht und nachgedacht und will sich nun mit anderen Menschen aussprechen.“

Ich dankte dem Dolmetscher und schrieb mir die Worte Ali Ajasys auf, während seine schwarzen aufmerksamen Augen die Bewegungen meines Bleistiftes verfolgten. Die geschorenen kastanienbraunen Haare Alis sind an manchen Stellen weiß geworden. Das konnte aber auch schon von Geburt her sein. Alis Stirn ist groß und steil. Er hatte starke Arme, feste Hände und breite Handgelenke. Sein Blick ist aufmerksam, schnell und konzentriert; die Bewegungen seines gutgebauten Körpers sind ungestüm. Ich bemerkte, daß Ali, wenn er verlegen ist, sofort rot wird; dann ärgert er sich und wird noch röter.

Im Bezirk der alten Stadt Kortscha im albanischen Epirus steht eine Kaserne. Dort unterhielt sich der Kommissar mit den jungen, in neue Uniformen gekleideten Kämpfern über den Sieg der Volksbefreiungsarmee. Sie konnte ihn erringen, weil die Sowjetarmee die feindlichen Hauptkräfte an den Fronten des europäischen Kontinents zerschlagen hatte. Jedes Wort des Kommissars nahmen sie so wißbegierig in sich auf, wie ein Skutarischwamm das Wasser aufsaugt.

Die Landkarte Albaniens in der Unterrichtsklasse war von roten Linien durchzogen, die die Bewegungsoperationen der Befreiungsarmee veranschaulichten. Diese roten Linien der Feldzüge ähnelten Adern, die sich nach und nach mit Blut füllen

und das Land beloben und verjüngen würden. Die Aufgabe der jungen Kämpfer zeichnete sich immer deutlicher ab. Das Volk, das unter grausamen Loiden und Entbehrungen, aber auch durch große Taten seine Armee geschaffen hatte, vertraute ihnen jetzt den Schutz der Grenzen des befreiten Landes, den Schutz des Lebens und der schöpferischen Arbeit an. Um sich des Vertrauens des Volkes würdig zu erweisen, mußte man die Militärkunst beherrschen und dem Namen eines Soldaten des befreiten Landes Ehre machen.

Nach jeder Lehrstunde setzten die Soldaten die Gespräche unter sich fort. Jeder von ihnen durchdachte die Worte des Kommissars am Beispiel seines eigenen Lebens und seiner Erfahrungen. Genauso gründlich faßte auch Ali Ajasy alles an. Ich wollte erfahren, wie der Bergbewohner, der junge Bauer, sein echtes revolutionäres Bewußtsein erlangte. Welches waren die ersten Eindrücke in seinem Leben?

Die Befreiung brachte der Familie Ajasy zugleich auch realen Nutzen. Mide wurde in den Rat gerufen, und man forderte sie auf, eine Landzuteilung zu unterschreiben. Das Land war einem nach Jugoslawien geflüchteten Verräter abgenommen und für immer den Bauern übergeben worden. Sie bekam einen Stier und sechs Schafe. Das Land und das Vieh erhielt sie unentgeltlich. Das war sozusagen das erste Geschenk der neuen Volksmacht, dafür hatte niemand aus der Familie Ajasy etwas „getan“. Niemand aus der Familie war Partisan gewesen, und keiner hatte besondere Taten in der Landwirtschaft vollbracht.

„Dir hat man ein Geschenk gegeben“, sagte Ali Ajasys Kamerad, ein Maschinengewehrschütze aus dem Kreis Merdity, zu ihm.

„Wenn die Zeit kommt, wirst du es vergelten. Nicht deshalb, weil dich jemand dazu zwingen wird, Ali, sondern aus eigenem Antrieb.“

In den Kasernen und über den Toren hingen Bilder von Stalin in militärischer Uniform und mit dem goldenen Stern des Helden der Sowjetunion auf der linken Brustseite. Stalin hat dem albanischen Volk die Befreiung und den Frieden gebracht. Die Bilder Stalins hingen neben den Bildern Enver Hodshas. Der Bergbauer, der Malsore Ali Ajasy begann das Leben Stalins zu studieren. Stalin war nie in Albanien gewesen und hatte auch nicht diese Partisanenpfade beschritten, aber es schien, als wäre er überall. Die Worte Stalins sind Adlerflügel, und die Shkipetaren sind junge Adler — so nennen sich die Albaner von alters her —, und auf Stalins Worte konnten sie sich im Kampf, in Freud und Leid stützen.

Ali Ajasy blickte auf das Stalinbild und dachte: Dieser Mensch hat sich nicht in unser Leben eingemischt, er schickte keine Truppen in unser Land, ließ nicht von Schiffen aus die Küste beschießen, nahm uns nicht das Brot und das Vieh und zerstörte nicht unsere Städte. Stalin ist ein wahrer und selbstloser Freund, und dankbare Menschen wenden sich voller Herzlichkeit an ihn.

In Alis Gedächtnis hatten sich unvergeßliche Daten eingepreßt. Das Jahr 1945 war ein Dürrejahr gewesen; heiße Winde und die Sonne hatten die Saaten versengt. Die Malsoren sahen den fürchterlichen Hunger näherrücken. Alle Vorräte waren erschöpft. Die Menschen aßen Eicheln und Baumrinde. Auch im Herbst fiel kein Regen, und die Hoffnung auf einen „kleinen

Frühling“ sank dahin. Da kamen Lasttiere mit Brot beladen in die Berge. Die Genossenschaft verteilte es unter die Bauern, niemand brauchte zu hungern.

„Woher kommt das Brot?“ fragten die Bauern mißtrauisch. Wenn das Getreide aus Amerika oder England gekommen wäre, so würde bald — das wußten alle — das Schwert und mit ihm das Leid folgen. Das Brot von dort hätte Verlust der Freiheit und der nationalen Selbständigkeit, die Rückkehr der Unterdrückung bedeutet. Das Brot von dort war wie Pulver, das auf der Hand explodierte.

„Nehmt ruhig dieses Brot“, sagte man den Bauern. „Das Brot hat Stalin geschickt.“

Die Malsoren gingen zum Meer und fuhren nach Durësi. Die Einwohner der Stadt erzählten: Als es in den Läden kein Brot mehr gab und Tausende von Menschen nicht wußten, wo sie Nahrung hernehmen sollten, da tauchten am Horizont Rauchfahnen auf, ein Schiff fuhr in den Hafen, und die Entladekähne begannen auf den Hafenanlagen Säcke mit Weizen zu häufen.

„Wie wußte Stalin, daß der Hunger vor unserer Türe steht?“ fragten die Malsoren.

„Stalin erfährt alles“, antworteten die Leute aus Durësi überzeugt.

Die Soldaten nannten Stalin ihren Vater und Lehrer, und jeder wünschte, daß dieser Freund lange, lange Zeit, solange wie die Berge, leben möge.

Als man Ali das Bein abgenommen hatte, bemerkte der Majorarzt keine Tränen in den Augen des Verwundeten, er sah nur,

daß er die Zähne zusammenbiß und ihm Schweißtropfen auf Stirn und Wangen standen. Stalin hätte ihn doch sehen können! Im Sommer 1949 hatten Ali Ajasy und seine Kameraden gegen die griechischen faschistischen Truppen gekämpft, die das Grenzgebiet Albaniens provokatorisch überfallen hatten. Für die Monarcho-Faschisten war es nur eine der üblichen bewaffneten Grenzprovokationen, angezettelt und materiell unterstützt von den amerikanischen Imperialisten; für die albanischen Soldaten dagegen handelte es sich um die Verteidigung ihres ureigenen Landes, um die erste Erprobung der geistigen und physischen Kräfte der jungen Armee der Volksrepublik nach dem Kriege.

Am Tage des Überfalls hatte Ali Ajasy Urlaub und war in einem Grenzdorf. Als er die ersten Artilleriesalven hörte, lief er, so schnell er konnte, zur Grenzwahe zurück. Die ersten, noch nie erlebten Explosionen der Sprenggeschosse erschütterten ihn nicht.

„Ich sah meine Kameraden“, berichtete Ali, „sie lagen in den Gräben und schossen, und ich sah, wie sich ihre Schultern beim Laden ihrer Gewehre bewegten. Die Monarcho-Faschisten kamen über die Grenze, das Blut, das in ihrem Land vergossen wurde, genügte ihnen wohl nicht, deshalb kamen sie zu uns herüber. Mein Herz preßte sich zusammen, und mir wurde sehr weh zumute: fremde Menschen auf unserem Land! Der erste Kampf ist immer furchtbar, vor allem ungewohnt, aber ich dachte an Stalin. Wie ich an ihn dachte? Mir schien, als stände er mit einem Feldstecher auf seiner Kommandostelle und blickte nur mich an: „Nun, wie bist du denn im wirklichen Kampf, Ali

Ajasy?“ Ich kroch zu meinem Maschinengewehr und feuerte die erste gezielte Salve zu den griechischen Monarcho-Faschisten hinüber. Bei den Übungen hatte ich den Schußsektor genau geprüft. Die Feinde gingen zum Angriff über — aufrecht, in dichten Reihen und mit betrunkenem Gröhlen. Die Offiziere blieben hinten, sie schrien und schossen aus ihren Pistolen in den Rücken ihrer Soldaten. Ich gab die zweite Salve ab und sah die Faschisten fallen. Ich wollte schreien vor Freude und ein Hirtenlied anstimmen, das wir immer in den Bergen singen, wenn der Sturmwind braust. Dieses Lied besteht aus lauten Tönen, und das Echo hallt aus den Klüften wieder. Das hätte auch Stalin gehört.

Die Feinde erhoben sich wieder. Der Befehl unseres Oberkommandierenden lautete: „Kein Monarcho-Faschist darf auf unserem Boden sein!“ Unser Führer Enver Hodsha verließ sich auf uns, auf seine Soldaten.

Sechs Tage ging ich nicht von meinem Maschinengewehr fort, und am Ende des siebenten Tages überschütteten uns die Monarcho-Faschisten mit einem Geschößhagel aus amerikanischen Kanonen. Ringsumher flogen Erde und Steine hoch. Ein Geschöß schlug neben meinem Maschinengewehr ein. Die Splitter piffen in alle Richtungen, und einer erwischte mein Bein. Weil das Maschinengewehr schwieg, erhoben sich die Monarcho-Faschisten und griffen aufrecht an. Als sie nur noch zwei oder drei Dutzend Schritte von mir entfernt waren, hatte ich mich wieder hinter mein Maschinengewehr geschleppt. Wir schlugen den Angriff zurück. Die Feinde waren entweder getötet worden oder zurückgekrochen. Ich konnte nur mit Mühe

die Finger vom Gewehrgriff lösen und mich zur Seite wälzen. ‚Dein Knochen ist zersplittert‘, sagte mir der Sanitäter, ‚du hast viel Blut verloren.‘ — ‚Ich habe wohl viel Blut verloren, aber nicht meine Ehre‘, antwortete ich dem Sanitäter. Ich glaube, dann habe ich das Bewußtsein verloren.

Ich will Ihnen, unseren sowjetischen Gästen, nicht einfach nur Worte sagen, die Ihrem Herzen angenehm sind“, endete Ali Ajasy, „aber Genosse Stalin war die ganzen sieben Tage mit mir. Berichten Sie ihm, wenn es geht, wie bei Kortscha sein ferner Sohn, der einfache Albaner Ali Ajasy, gekämpft hat, und sagen Sie ihm Dank; er hat mir geholfen, obwohl er auch ohne mich so viel zu tun hat. Es ist schwer, Vater der ganzen Welt zu sein...“

Wir verabschiedeten uns von Ali Ajasy. Als wir das Hospital verließen, sagte ich zu dem uns begleitenden Oberst:

„Sie haben gute Soldaten, Oberst.“

„Wir haben sie mit dem Namen Stalins erzogen“, antwortete er.

„Es war für uns leicht, solche Soldaten zu bekommen.“

... Und was war weiter mit Ali Ajasy? Persönlich traf ich nicht wieder mit ihm zusammen, aber mir berichteten albanische Freunde, wie Ali Ajasy in sein Dorf gebracht wurde.

Im Dorfe Reja fand auf dem Platz eine Kundgebung statt. Alis Mutter wurde auf die Tribüne gebeten. Ihr wurde öffentlich der Dank des Armeekommandos für die beispielhafte Erziehung ihres Sohnes ausgesprochen. Ali Ajasy berichtete den versammelten Bauern, wie er gegen die Feinde des neuen Albanien gekämpft hatte.

Die alte Mide Ajasy sagte nicht viel. Ihre Augen vergossen wie

früher keine Träne. Sie sagte, daß der Mutter Stolz höher stehe als schwache Frauentränen. Mide hat, daß auch die Sowjetkämpfer, an denen sich ihr Sohn bei der Erfüllung seiner Pflicht ein Beispiel genommen hatte, von Ali Ajasy erfahren sollten; und ebenso der große Mensch, der Albanien von der Sklaverei befreit hatte, der dem Land den Weg zum Glück gewiesen, es vom Hunger errettet und ihrem Sohne große Tapferkeit verliehen hatte...

Meinen Freunden!

(Rundfunkansprache zum 1. Mai)

Es ist immer erfreulich, sich mit einem Grußwort an seinen Freund wenden zu können. Noch schöner ist es, zu wissen, daß mein Wort durch die moderne Rundfunktechnik zu Hunderttausenden von Freunden dringt. Und am Feiertag des 1. Mai ist es besonders erhebend, die Gemeinsamkeit der Seelen und der Herzen zu spüren, ungeachtet der großen Entfernung, die mich von Euch trennt. Ich grüße Euch von Moskau aus, Euch, meine lieben Freunde, in dem wundervollen Land Albanien. Die unvergeßlichen Eindrücke, die ihr, Genossen, und euer Land in mir hinterlassen habt, werden nie aus meinem Gedächtnis schwinden. Nie werde ich die schöne Stadt Tirana, die Hauptstadt Eures Landes, die so malerisch im Tale des Daiti-Gebirges liegt, vergessen. Ich denke an den dritten Oktober zurück, den Tag des Friedens, als auf dem Platz der Hauptstadt eine vieltausendköpfige Menschenmenge mit Fahnen und Losungen des Kampfes für den Frieden in der ganzen Welt gegen die Kriegs-

brandstifter demonstrierte. Wir denken an die hellen Flammen der Fackeln, die die südliche adriatische Nacht erleuchteten, an die Jugend und an die Greise, die Frauen und die Kinder und an ihren Wunsch, für immer mit dem Krieg Schluß zu machen, mit diesem verfluchten Elend, das Millionen Leben vernichtet, Städte und Dörfer zerstört und den heimatlichen Herd und die Träume der Menschen zunichte macht.

Wir haben damals gesehen, daß das Volk Albaniens den Frieden fordert im Namen von Zehntausenden Partisanen der Volksbefreiungsarmee, die in den Kämpfen für die Freiheit und Unabhängigkeit ihrer Heimat gefallen sind. Wir haben damals eure offenen Blicke gesehen, die unserer Heimat und dem großen Mann, der Hoffnung der ganzen Menschheit, dem Genossen Stalin zugewandt waren.

Die Zeit vergeht. Die dummen und gierigen Kapitalisten, wie sie bereits der große Lenin nannte, verstärken die Vorbereitungen zu einem neuen Krieg. Es ist schwer, sich mit ihnen zu verständigen; sie müssen mit Nachdruck gewarnt werden, und die Völker der ganzen Welt warnen diese Abenteurer mit allem Nachdruck: „Versucht nicht, die Meinung der überwiegenden Mehrheit der Bevölkerung der Erde zu übergehen! Die Menschen, die nicht für die Vergrößerung eures Geldsackes und für die Befriedigung eurer Gier sterben wollen, raten euch, kein gefährliches Spiel zu beginnen am Rande des Abgrundes, auf dem ihr, die letzten Vertreter der verfaulenden kapitalistischen Gesellschaft, balanciert.“

Es muß darüber gesprochen werden, liebe Freunde, sogar am Festtag des Ersten Mai, damit es in unserem Leben mehr Feier-

tage gibt und weniger Leid und Kummer. Heute besteht unsere Hauptaufgabe darin, einen neuen Krieg zu verhindern, nicht weil die fortschrittlichsten Kräfte den Krieg fürchten, sondern weil sie unnötiges Blutvergießen vermeiden wollen.

Der Stockholmer Kongreß wandte sich mit einem Appell an alle Völker, an alle ehrlichen Menschen. Die Verteidiger des Friedens sollen diejenige Regierung für ungesetzlich erklären, die die Hand gegen den Frieden erhebt und die beschließt, auf die Menschheit Atombomben abzuwerfen. Die Unterschriftensammlung für den Stockholmer Appell hat begonnen. Wir sind überzeugt, daß das gesamte albanische Volk dieses warnende Dokument unterzeichnen wird.

Alle ehrlichen Menschen unterschreiben dieses neue Gesetz des Humanismus, das eine Ergänzung der moralischen Grundsätze der Menschheit bedeutet.

Mögen diejenigen, die dieses Gesetz verletzen, an jene Oktobernacht im Nürnberger Gefängnis denken, in der die Hauptkriegsverbrecher, die Führer des von ihnen betrogenen deutschen Volkes, ihre Verbrechen mit dem Leben bezahlen mußten. Wir wissen, daß Albanien ein schöpferisches Leben führt. Eure Regierung, an deren Spitze der Freund der Sowjetunion, Armeegeneral Enver Hodsha steht, bietet alle Kräfte auf, um die Lebensbedingungen des Volkes zu verbessern. Bei euch wie auch bei uns fanden Preissenkungen statt, ein Beweis für die konsequente Durchführung der Politik der Partei, die auf das Wohl des Volkes bedacht ist. Die Kampagne für die Wahlen zur Volksversammlung, die jetzt bei euch durchgeführt werden, wird die schöpferische Aktivität der Massen noch verstärken und sie

auch dazu veranlassen, noch aufmerksamer, rationeller und verantwortlicher an der Festigung eures demokratischen Staates mitzuarbeiten. Die besten Menschen des Landes, die als Kandidaten für das oberste Staatsorgan aufgestellt wurden, setzen die Entwicklung der Volkswirtschaftspläne, die durch die schöpferischen Anstrengungen des gesamten Volkes verwirklicht werden, aktiv fort.

Möge die moralisch-politische Einheit des albanischen Volkes, das sich um das Siegesbanner der Republik und um die albanische Partei der Arbeit schart, fest bleiben.

Meine Mitbürger verfolgen aufmerksam und freundschaftlich eure Erfolge. Die brüderliche und selbstlose Freundschaft zwischen unseren Völkern entstand schon vor langer Zeit, schon damals, als die besten Söhne eures Volkes selbstlos und tapfer gegen die Feinde kämpften, die versuchten, euer Land zu versklaven. Die Freundschaft lebt und erstarkt jetzt, da das freie Volk Albanien, ebenso wie mein Volk, sich nach dem Krieg an die Arbeit begeben hat und sein Glück schmiedet, indem es das Land wirtschaftlich und kulturell grundlegend umgestaltet.

Am Tage des Ersten Mai gestatte ich mir, euch zu beglückwünschen, liebe albanische Freunde, und euch weitere Erfolge zu wünschen bei der Entwicklung aller schöpferischen Kräfte eurer Heimat.

Möge unsere brüderliche Freundschaft ewig dauern. Möge sie sich von Tag zu Tag, von Jahr zu Jahr noch festigen. Mögen unsere Herzen immer füreinander geöffnet bleiben!

INHALT

Budapest-Belgrad	5
Tirana	10
Erste Eindrücke und Erkenntnisse	13
Einiges über eine lehrreiche Vergangenheit	20
Genossenschaftliche Landwirtschaft	33
Dort, wo früher die Konzession „EIA“ war	39
Der schöpferische Optimismus der Nation	49
Literatur und Kunst im neuen Albanien	62
Im Süden Albanien	71
Mit seinem Namen	84
Meinen Freunden (Rundfunkansprache zum 1. Mai)	97

Dem interessierten Leser dieses Buches empfehlen wir besonders die in der Reihe „Geographie“ der Auswertung der Großen Sowjet-Enzyklopädie demnächst erscheinende Broschüre

DIE VOLKSREPUBLIK ALBANIEN

Diese Broschüre gibt einen umfassenden Überblick über die gesellschaftliche und kulturelle Entwicklung des Landes von der Urgesellschaft bis zur Bildung der Volkdemokratie.

In diesem Zusammenhang sei darauf hingewiesen, daß die Auswertung der Großen Sowjet-Enzyklopädie von einer aus über 20 Vorkämpfern der Deutschen Demokratischen Republik bestehenden Arbeitsgemeinschaft vorgenommen wird. Diese hat sich die Aufgabe gestellt, aus den bisher vorliegenden Bänden des seinem Umlauf und Inhalt nach einzigartigen Werkes zunächst die wichtigsten Stichworte auszuwählen und in Broschürenform zu veröffentlichen. Damit wird dem deutschen Leser das umfangreiche Material bereits in absehbarer Zeit zugänglich gemacht werden. Unser Verlag hat u. a. die Veröffentlichung nachstehender Broschüren übernommen:

**DIE ABCHASISCHE AUTONOME SSR
DIE ADSHARISCHE AUTONOME SSR
DIE ASERBEIDSHANISCHE SSR
DIE ARMENISCHE SSR**

Die Broschüren zeichnen sich durch einfache Sprache und klare Darstellungsweise aus. Abbildungen und Karten tragen dazu bei, den Inhalt der Broschüren zu veranschaulichen.



VERLAG KULTUR UND FORTSCHRITT BERLIN

Die Große Sowjet-Enzyklopädie verbreiten, heißt:
Wissen über die Sowjetunion verbreiten und die
Freundschaft mit dem großen Sowjetvolk festigen
und vertiefen

GROSSE SOWJET-ENZYKLOPÄDIE BAND: UNION DER SOZIALISTISCHEN SOWJETREPUBLICEN

2. Auflage · Wohltelle Ausgabe in zwei Bänden · Leinen, Format 17×24,5 cm.
Beide Bände DM 48,-. Auf holzfreiem Papier gedruckt, mit zahlreichen Abbildungen, 44 Tafeln in Lichtdruck, 4 Tafeln und 30 Landkarten in zwei- bis zehnfärbigem Offsetdruck.

Mit der Herausgabe dieser Enzyklopädie in deutscher Sprache ist der Öffentlichkeit ein umfassendes Nachschlagewerk zugänglich gemacht worden, das über alle die Sowjetunion betreffenden Fragen unterrichtet. Neben der reichen Ausstattung des Textes mit Tabellen, Abbildungen, Tafeln und Karten sei noch auf das der 2. Auflage beigefügte ausführliche Sachregister hingewiesen, das eine treffsichere, schnelle Information gewährleistet. Das Sachregister kann auch von Abnehmern der 1. Auflage bezogen werden.



VERLAG KULTUR UND FORTSCHRITT BERLIN

In der Auswertung der Großen Sowjet-Enzyklopädie erscheint demnächst:

DEUTSCHLAND

Mit diesem in 21 Abschnitte gegliederten Band wird der deutschen Öffentlichkeit ein Nachschlagewerk über Deutschland vorgelegt, das der marxistisch-leninistischen Geschichtsbetrachtung entspricht. Während die ersten vier Abschnitte Allgemeines, die Bevölkerung, die physisch-geographischen und ökonomisch-geographischen Bedingungen und die Entwicklung Deutschlands behandeln, verfolgt der umfangreiche Abschnitt V die deutsche Geschichte bis in die jüngste Vergangenheit. In besonderem Maße wurde in den Abschnitten VI bis XXI der gesellschaftlichen und kulturellen Entwicklung des demokratischen Deutschland Beachtung gewidmet:

Die politischen Parteien des demokratischen Deutschland

Die Nationale Front des demokratischen Deutschland

Die FDJ

Gewerkschaftsbewegung

Der Demokratische Frauenbund Deutschlands

Kulturbund zur demokratischen Erneuerung Deutschlands

Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft

Diese mit zahlreichen Bildern versehenen Abschnitte enthalten ferner gründliche Informationen über:

Gesundheitswesen - Volksbildung - Geschichte der

Gesellschafts- u. Naturwissenschaften - Darstellende

Künste - Architektur - Musik - Theater - Literatur

Presse - Rundfunk - Film

Mit einer chronologischen Übersicht über die Geschichte Deutschlands wird dieses Nachschlagewerk abgeschlossen.

Etwa 350 Seiten · Format 14,8×21 cm · Halbleinen

Reich illustriert und mit 10 Karten ausgestattet



VERLAG KULTUR UND FORTSCHRITT BERLIN